Biographisches Jahrbuch

für

Altertumskunde.

Begründet von

Conrad Bursian,

herausgegeben von

Karl Münscher.

Fünfundvierzigster Jahrgang.

1925.



LEIPZIG 1925.
O. R. REISLAND.

Hugo Magnus.

Geb. 16. August 1851, gest. 22. Juli 1924.

Von

Otto Schroeder in Berlin.

Hugo Magnus war der Sohn eines evangelischen Pfarrhauses, und das in erhöhter Potenz. In fünf Generationen waren seine Vorfahren Juristen gewesen, seit 1550 höhere Verwaltungs- und Justizbeamte in Forst (Niederlausitz); mit Carl David Magnus († 1709) in Dorf und Rittergut Leuthen bei Sommerfeld (Kreis Krossen a. O.) beginnen die Pastoren, um dann noch langlebige zwei Generationen hindurch in Friedr. Traugott M. († 1835) und in Alexander M., Hugos Vater († 1893), der benachbarten Gemeinde Goehren die Pfarrherrn zu stellen.

Nach eines älteren Bruders frühem Tode wuchs Hugo Magnus als einziger Sohn bis in sein 14. Jahr im Elternhause auf, betreut von der einer weitverbreiteten Agrarierfamilie (Schlange) entstammenden Mutter, die durch eine liebe- und verständnisvoll betriebene Rosenzucht zu einer gewissen Berühmtheit gelangt war, und unterrichtet ganz ausschließlich von seinem Vater, einem nach gutpreußischer Sitte in allen Sätteln gerechten Humanisten und, vor allem, handfesten Lateiner.

Der viel kränkelnde Vater hatte seinem Sohn einen an Herz und Lunge leicht anstößigen Körper vererbt; aber unter den Augen der umsichtigen, in der Krankenpflege, auch bei den Dorfkindern, geübten Mutter und in der ländlichen Stille war der zarte Knabe doch zu einem ebenso gleichmäßig-heitern als aufgeweckten Burschen herangewachsen.

Als der Pfarrerssohn in die Untersekunda des Gymnasiums zu Guben eingetreten war, erklärte der Lateinlehrer Dr. Reinh. Köpke (Verf. einer noch heute nicht vergessenen Dissertation De Antigono Carystio. Berlin 1862, zuletzt vortragender Rat im Unterrichtsministerium), selbst ein eleganter Lateiner Moriz-Seyffertischer Färbung, er habe im Lateinischen den jungen Magnus nichts mehr zu lehren. Seine Primanerjahre zählte M., wie so mancher von denen, die in den sechziger Jahren vorigen Jahrhunderts ein

Gymnasium besuchten, für die glücklichsten seines Lebens. Wie das mit den Universitätsverhältnissen der folgenden Jahre zusammenhängt, mag sich nachher zeigen. Aber die Tiefe des Glücks, in den Jahren des größten nationalen Aufschwungs zum Mann heranzureifen, kann heute ganz ermessen wohl nur, wer damals jung war.

Vorbedingung glücklicher Primanerjahre ist, was von Schülern und Lehrern oft vergessen wird, gründliche Vorbildung in den Elementen. Dafür war nun damals auf dem Gymnasium und nicht minder bei H. M. gesorgt. Aber wichtig war doch in Guben, unter dem Direktor Wagler, auch einem wackern Lateiner, das Vorhandensein eines Lehrers, der Griechisch, Deutsch, Geschichte in seiner Hand vereinigte, und der damals auf der Höhe seiner Kraft, mit seinem frischen Sinn für Menschengröße und Poesie, alle empfänglichen Gemüter zu faszinieren wußte, Carl Schmelzer. Als, um ein Menschenalter später, H. M. mit noch einem früheren Mitschüler, nunmehr Kollegen, den alten Lehrer — inzwischen, unter Falk, Gymnasialdirektor — auf seinem Ruhesitze in Schlachtensee besuchte, sahen sie körperlich nur noch eine Ruine, standen aber, trotz allem, noch immer unter dem Zauber einer Persönlichkeit durchaus eignen Gepräges. Im Hinblick auf seine mehr 'genialisch' als auf Grund gelehrter Forschung abgefaßten Platonkommentare (bei Weidmann), auch eines Abrisses der griechischen Syntax (bei Teubner), bekannte der von einem ziemlich unstäten Leben arg mitgenommne Mann — er war auch mehrmals nationalliberaler Landtagsabgeordneter —: 'Ja, ihr seid Philologen geworden, ich war es eigentlich nie; aber: ich mußte mich rühren, um mich und meine zahlreiche Familie ehrlich durchzubringen, und ohne redliche Hingabe an das, was mir das Wertvollste war, habe ich die Kommentare doch wohl nicht geschrieben'.

Über die Wahl seines Berufs hat sich mit der ihm früh eignen Klarheit und Festigkeit schon der sechzehnjährige Unterprimaner ausgesprochen. Es waren keinerlei religiöse Skrupeln, was den Sproß einer 200-jährigen Pastorenfamilie der Theologie abwendig machte. M. hatte nichts von einem Skeptiker und war erst recht alles andre als eine 'problematische Natur'. In einer von philosophischer wie religionsgeschichtlicher Kritik ziemlich unberührten Anlehnung an den Glauben seiner Väter fand er volle Befriedigung. Aber wie er kein genießerischer Schöngeist war, so lag ihm jede erbauliche Betrachtungsweise oder gar Glaubenspropaganda meilenfern. Es gab noch ein anderes, seiner Natur gemäßeres Feld der Seelsorge: Gymnasiallehrer zu werden lockte ihn, in dem alten,

heute nicht mehr so hoch im Kurse stehenden Sinne der Unterweisung und Erziehung einer geistempfänglichen Jugend auf dem Grunde einer im stillen unablässig gepflegten Wissenschaftlichkeit. Und die allein in frage kommende Wissenschaft war hier die Philologie, vor allem die des 'klassischen Altertums'.

Nun kamen die Universitätsjahre: in Jena S. 1869, in Berlin W. 1869/70, in Bonn S. 1870, dann für die letzten Semester wieder in Berlin.

In Jena lehrte, sichtlich schon im Erlöschen seiner Kräfte, Nipperdey, neben ihm der verbitterte, sich als verkannte Größe fühlende Mor. Schmidt. Gaedichens glaubte über Theokrit lesen zu dürfen, weil er einmal archäologisch 'über den Becher des Ziegenhirten' nachgedacht hatte. Von Kuno Fischer urteilte der grüne, aber allem gemachten Wesen gründlich abholde Fuchs: 'Der macht die Dinge klarer als sie sind'. Auch in Bonn vermochte in dem einen, noch durch den Kriegslärm abgekürzten Semester der junge Studiosus nicht warm zu werden. Endlich in Berlin erschloß sich ganz sein philologisches Herz. Daß hier die Altertumswissenschaft damals sich einer besondern Blüte erfreut hätte, läßt sich wohl nicht behaupten. Eine Berliner Philologenschule gab es damals nicht, wie es bald darnach eine Bonner und eine Göttinger gab, deren sich bis in ihr höheres Alter die Schüler immer noch strahlenden Auges erinnern. Aber der schon damals altersehrwürdige Ad. Kirchhoff und Mor. Haupts gedrungene Gestalt, es waren doch zwei Lehrer, an deren ethischem und wissenschaftlichem Charakter der junge Philologe sich aufrichten und bilden konnte. Zu einer persönlichen Annäherung an die beiden Meister kam es nicht. Ad. Kirchhoffs umständliche Art war für den geistig regen Hörer seiner durch eine wundervolle Ehrlichkeit und gediegene Sachlichkeit ansprechenden, ja rührenden Kollegstunden eine Geduldsprobe und erschien dem früh auf eignen Füßen stehenden Arbeiter allzu zeitraubend, und Haupts schroffe, oft Lachmannisch-schnöde Form der Behandlung wissenschaftlicher Gegner, die er sich als Prügelknaben erkoren hatte, und sein verletzender Ton auch gegen treuherzig-wissbegierige, aber in seinen Augen nicht ganz ebenbürtige Scholaren reizten nicht zu näherer persönlicher Berührung. Hinzu kam, daß in der Tat der geistige Pegelstand der Mitglieder des Seminars im Durchschnitt wohl ungewöhnlich niedrig war. Mit einem bei feierlicher Gelegenheit unerhörten Freimut hat später einmal selbst der geduldige und stets nur in urbanen Formen sich bewegende Ad. Kirchhoff in einer öffentlichen Rektorats-

rede seinem Ingrimme Luft gemacht über ein im Kreise seiner Studenten verbreitetes Banausentum.

Nach sechs rasch verflogenen Semestern — felddienstfähig war er nicht befunden worden — meldete Magnus sich zum Staatsexamen und bestand am 18. November die Oberlehrerprüfung mit voller Lehrbefähigung in Latein, Griechisch und Deutsch. Kurz vorher, am 4. Juli, hatte er in Halle *laudabiliter* promoviert auf grund einer *scienter* abgefaßten Dissertation *De poësi Catulliana cum arte lyrica Horati comparata.* Von der 50. Wiederkehr des Tages (Juli 1923) hat die Hallische Fakultät keine Notiz genommen.

Nun ging es ins Schulamt, mit vollen Segeln und sogleich mit voller Stundenzahl, zunächst als Probandus und Hilfslehrer am Realgymnasium zu Grünberg i./Schl., seit Michaelis 1875 am Sophiengymnasium zu Berlin, und diesem im Norden der Reichshauptstadt gelegenen, überwiegend von Söhnen des strebsamen Mittelstandes besuchten Gymnasium ist er treu geblieben bis in das Jahr 1918, also über 40 Jahre.

Der Eintritt gerade in diese damals noch ganz junge Anstalt hatte sein Gutes; gab es doch in dem Kollegium, wie überhaupt damals in Berliner Gymnasien, z. B. in dem etwa gleichzeitig gegründeten Askanischen, eine Reihe markanter Köpfe: allen voran Oskar Seyffert, Plautiner, Begründer und lange Jahre hindurch Herausgeber der Berliner philolog. Wochenschrift, Lortzing, Verf. der Jahresberichte über griechische Philosophie im 'Bursian' und Bearbeiter von Ed. Zellers Geschichte der griechischen Philosophie, Wilh. Hoffmann, Sophoklesübersetzer, geistiger Schlemmer, dabei ein Mann feinsten Witzes, Heinr. Peter, gewiegter Historiker, weltkundig und weltgewandt, und, nicht zu vergessen, Direktor Herm. Paul, strammer Latinist, dessen Name in Meusels klassischer Caesarausgabe eine häufige und ehrenvolle Erwähnung findet, übrigens auch strammer Direktor, mit einem Einschlag unfreiwilliger Komik, von Kollegen wie von Schülern, seinem Äußern entsprechend, hypokoristisch 'der Rabe' genannt, der aber doch als Steuermann seinen Kurs so fest zu halten verstand, daß auch nach seinem Ableben das Schiff noch lange von selber in seinem Kielwasser sicher geleitet fahren konnte.

Das Vorhandensein vieler älterer Lateinlehrer neben dem Direktor und die leidige Gepflogenheit mancher Direktoren, den Unterricht lediglich nach der Anziennität zu verteilen — Musterbeispiel Schulpforta, wo einer der gediegensten Deutschlehrer des Jahrhunderts erst gegen Ende seines Lebens in die Abiturienten-

klasse aufrückte —. haben es mit sich gebracht, daß Magnus erst 1899, also nach 25jähriger Dienstzeit, überhaupt in den oberen Klassen zu unterrichten anfangen durfte. Neueren, auch dem Deutschen zu statten kommenden Strömungen in den lateinischen Stilübungen und in der Technik des Übersetzens gerade lateinischer Texte war dieser, wie wir sahen, im Lateinischen früh gefestigte und in der ihm zugewiesenen Sphäre stets überaus erfolgreiche Lateinlehrer nun nicht mehr zugänglich. Er selber schrieb bis zuletzt ein klares und elegantes Latein: seine praefatio 1914 zu lesen ist auch stilistisch ein Genuß.

Hier bewährte sich nun namentlich, als die Primaner mit Hugo Magnus Horaz lesen durften, der Segen nie abgebrochener wissenschaftlicher Arbeit. Mit lernbegieriger Jugend in Fühlung geblieben war der Lehrer der mittleren Klassen ja immer, und vor Belastung jugendlicher Köpfe mit philologischem Kleinkram schützte ihn, außer dem natürlichen Takt des innerlich Junggebliebenen, die souveräne Beherrschung eines nicht allzukleinen Gebietes, wo er aus dem Vollen schöpfen und deshalb die der Jugend angemessene Seelenspeise auswählen konnte, im Gegensatz zu den pseudophilologischen Halbwissern, die immerfort in Versuchung sind alles zu geben, was sie wissen, und, öfter noch vielleicht, mehr als das.

Aber was er seinen Schülern, was er allen zu bieten hatte, die mit ihm verkehrten, war ja weit mehr als die Gediegenheit seines Wissens: in seinem zum Teil aus recht temperamentvollen Männern bestehenden Kollegium war er von je ein Element der Verständigung, in letzter Zeit das allgemein anerkannte Oberhaupt, und einer der letzten Besuche, die er empfing, war der eines früheren, inzwischen ergrauten Schülers, der seinen Sohn mitbrachte, um ihm den alten Lehrer zu zeigen, von dem er ihm als von seinem größten Wohltäter so oft erzählt habe.

Aus dem ungeheuern Gebiet der Altertumswissenschaft hat M. zu selbständiger Forschung sich ein Gärtlein abgesteckt, das er nun im Sinne seiner rosenzüchtenden Mutter mit nie ermattender Liebe und höchster Intensität bebaute, wahrlich nicht als am einzelnen haftender Spezialist, sondern, sobald ein Bedürfnis vorlag, auch weiter ausgreifend, um nach Möglichkeit das in den Texten einstmals pulsierende Leben zu erfassen.

Die erste Publikation, geschrieben noch von dem Grünberger Hilfslehrer, in Druck gegeben unmittelbar nach der Übersiedlung in die Reichshauptstadt, galt seinem Lieblingsdichter Catull. Der

Aufsatz (Fleckeisens N. Jbb. 1875) verteidigte die enge Zusammengehörigkeit der Teile von carmen 68 in einer Auffassung, an der er mit einer geringen Modifikation (Z. f. d. Gymn.-W. 32, 1878, 496/7) immer festgehalten hat. — Über Catulls *ianua* (c. 67) hat er später einmal (Phil. 66, 1907) die Klinge gekreuzt mit Wilh. Kroll (Phil. 63, 1904). — 'Zur Literatur des Catull' nannte sich (Fleck. 1876) eine eingehende Besprechung der 'Analekta Cat.' von Aem. Baehrens und der 'Beiträge' von R. Peiper. Andere als eindringende Besprechungen hat er überhaupt nicht geschrieben, mochten sie nun kurz oder ausführlich sein. — Über Catull und Tibull hat M. auch für Bursian berichtet 1887, über Catull allein 1898. 1905. — Auch unter den zahlreichen Besprechungen, die M. 1881—83 in die Hirschfeldersche Woch. f. kl. Phil., darnach bis ans Ende seines Lebens in die 'Berliner' geliefert hat, betrifft ein gutes Drittel Catull, Tibull, Properz; die übrigen liegen auf seinem Hauptarbeitsfelde Ovid, wobei dann wieder die Metamorphosen im Vordergrunde stehen.

Über Ovid und die römischen Elegiker hat M. von 1877—83 viermal, über Ovid allein von 1886—96 dreimal gehandelt in den Jahresberichten des philologischen Vereins zu Berlin. Von seiner stets klaren und herzhaften Interpretationsweise und Textbehandlung hat er wiederholt in Vorträgen erquickende Proben abgelegt im Schoße des aus Universitäts- und Gymnasiallehrern bestehenden Vereins.

Wie wenig bei M. die Ovidstudien eine bloße Liebhaberei waren oder ein eitler Luxus — 'auf gelehrte Studien der Gymnasiallehrer legen wir keinen Wert!' sagte Althoff, als man am Anfang dieses Jahrhunderts, aus rein finanziellen Gründen, daran ging, das alte Berliner Joachimsthal zu entwurzeln —, wie ganz natürlich, bei einer Natur wie Hugo Magnus, sie aus dem Bedürfnis des Unterrichts erwuchsen, um dann in abgeklärter Form dem Unterricht wieder zugute zu kommen, zeigt sich darin, das sein erstes größeres Werk eine erklärende Ausgabe der Metamorphosen war 'für den Schulgebrauch' (Gotha 1885), aus der dann später noch ein handlicher Auszug hervorging.

Die den Problemen tiefer auf den Grund gehenden Ovidstudien, die in der kritischen Ausgabe (1914) ihre Krönung finden sollten, beginnen mit einer Programmabhandlung des Sophiengymnasiums 1887, geschrieben zu erneuter Würdigung des Marcianus. Nebenher ging (bei Fleckeisen 1887) kurze Besprechung einiger umstrittener Stellen des I., V., VII., IX. Buches der Metamorphosen. Wenn

man bei H. M. in der Herzhaftigkeit der Dichterinterpretation den Einfluß Mor. Haupts spüren mag, die texkritische Umsicht und die Strenge atmen ganz den Geist der emsigen Bemühungen des Philologischen Vereins jener Jahre um den Text Caesars, des Livius und des Tacitus.

Es folgten die grundlegenden Studien: 1. Das Fragmentum Bernense. Fünf Blätter a. d. IX. Jhd. mit wertvollen Lesarten der ersten drei Bücher (Fleck. 1891); 2. Der Archetypus (ebd. 1893), ein erster, tastender Versuch, dessen Ergebnis kurz zusammengefaßt und leise modifiziert in der Praefatio der großen Ausgabe p. IX/X zu finden ist; 3. Die Familie *O*, d. i. *Marc.* + *Neap.* (ebd. 1894); 4. Marcianus und Neapolitanus (ebd. 1894); 5. wieder eine Programmbehandlung (1893), Über Met. XIV, wo ja *M* und *N* fehlen; und 6. Noch einmal *M* und *N*, Ergebnis einer Reise nach Mailand, Florenz und Neapel, und fast wortlos, Versuch einer vollen Rekonstruktion von *O*.

Die 'Neuen Studien zur Überlieferung und Kritik der Metamorphosen Ovids' (Hermes 1904) beschäftigen sich mit den Spuren einer neben der Klasse *O* hergehenden unverächtlichen Überlieferung; wohl das schwierigste Kapitel der gesamten Ovidstudien.

In dem Hermesaufsatz des Jahres 1905 setzt M. sich auseinander mit der von Rud. Helm in der Festschrift für Vahlen verfochtenen These einer doppelten Fassung der Metamorphosen. Helm hatte zur Erhärtung der Annahme vom Dichter verworfener und dann doch in den Text gekommener Fassungen eine Reihe von Anstößen geltend gemacht, die M. dann großenteils auf Verderbnis der ersten Überlieferung zurückzuführen suchte. Die Debatte hat, wie bei der Einheit von Catull 68, überall lebhaften Widerhall gefunden pro. und contra. Wir sind hier, wie überhaupt bei den Ovidstudien von H. M., in der glücklichen Lage, auf die ausgezeichneten Berichte Rud. Ehwalds verweisen zu hönnen Bursian 1894 II, 69 ff., 1901 II, 294, 1914 II, 172.

Schon diese Vorarbeiten haben die Aufmerksamkeit der Urteilsfähigen in hohem Maß erregt, und die Preußische Akademie der Wissenschaften hatte den zielsicher Schritt für Schritt vorwärts dringenden Verfasser geehrt und beglückt mit Verleihung der silbernen Leibnizmedaille.

Über die große kritische Ausgabe der Metamorphosen (1914), der zweckmäßig eine kritische Ausgabe des 'Lactantius' angehängt ist, genügt hier zu sagen, es ist die Schlußleistung, die man nach den Vorarbeiten erwarten durfte.

Einen Übelstand bildet der große Umfang; aber es ist hier doch einmal ganze Arbeit getan, und ihr Einfluß auf die kommenden Textausgaben für alle Zeiten gesichert.

Ein postumer Aufsatz wird noch im Hermes erscheinen.

Das Wesen des Mannes, das allen teuer war und bleibt, die ihn gekannt haben, ließe sich durch keine Charakterschilderung besser bezeichnen, als durch das eine Wort Treue.

Aber dem allen Lesern dieser Biographie hoffentlich von selber sich ergebenden Bild würde ein wesentlicher Zug fehlen, wenn wir nicht den Blick auch noch auf sein Familienleben richteten.

Im Jahr 1880, also dreißigjährig, schloß er die Ehe mit Hedwig Karow, Tochter eines Potsdamer Musikdirektors, nebenher Goethekenners, der manchen Philologen beschämen konnte. Der überaus glücklichen Verbindung sind vier stattliche Söhne entsprossen, von denen der älteste und der jüngste, angeregt vielleicht durch den fast allsommerlichen Aufenthalt in einem Ostseebade, Offiziere der kaiserlichen Marine wurden; von den beiden anderen ist einer Professor für Chirurgie an der Universität in Jena, auch er Marinearzt (d. R.), der andere praktischer Arzt im Rheinland. Alle vier haben im Feldzug Kriegsdienste getan, die beiden Marineoffiziere die Seeschlacht am Skagerrak mitgemacht, der älteste als Korvettenkapitän, der jüngere als Kapitänleutnant und Unterseebootskommandant. Es läßt sich denken, was das in jener schweren Zeit für die Eltern mag bedeutet haben.

In den letzten Jahren forderte das Alter seine Rechte. Dem Dreiundsiebzigjährigen begannen Augen und Herz ihren Dienst zu versagen. Eine Reise nach Jena, zu seinem dort eine Klinik leitenden Sohne, sollte Entscheidung bringen, ob sich gegen das drohende Leiden etwas tun ließe. Die Entscheidung kam unerwartet. Bei einem gemeinsamen Ausgang, gerade in der Nähe der Klinik, bat der sonst rüstig Schreitende seinen Sohn um eine Ruhepause zum Atemholen. Kurz darauf sank er um und entschlief in den Armen seines Sohnes.

Schriftenverzeichnis.

1873. *De poesi Catulliana cum arte lyrica Horati comparata.* Hallische Dissertation (im Druck nicht erschienen).

1874. Die Einheit von Catulls Ged. 68. Fleckeisens N. Jbb. 849 ff.

1877. 81. 83. Ovid und die römischen Elegiker: Jahresberichte des philologischen Vereins zu Berlin.
1886. 89. 96. Über Ovid allein. Ebd.
1885. Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso, für den Schulgebrauch erklärt. Gotha, Perthes.
1887. Bericht über die Literatur zu Catull und Tibull 1877—86. Bursian 51, 1887 II, 145 ff.
1898. Bericht über die Literatur zu Catull und Tibull 1887—96. Ebd. 97, 1898 II, 190 ff.
1905. Bericht über die Literatur zu Catull. Ebd. 1905 II, 108 ff.
1887. Studien zu Ovids Metamorphosen. Programm des Sophiengymnasiums zu Berlin.
1887. Zu den Metamorphosen des Ovidius. Fleckeisens N. Jbb. 121 ff.
1891. Studien zur Überlieferung und Kritik von Ovids Metamorphosen:
I. Das Fragmentum Bernense. Fleckeisens N. Jbb. 689 ff.
1893. II. Der Archetypus. Ebd. 601.
1894. III. Die Familie *O*. Ebd. 191.
1894. IV. Marcianus und Neapolitanus. Ebd. 637 ff.
1893. V. Metamorphosen lib. XV. Progr. des Sophiengymn.
1902. VI. Noch einmal Marcianus und Neapolitanus. Progr. des Sophiengymn.
1896. Ovids Metamorphosen, in Auswahl. Für die Schule erklärt. Gotha, Perthes.
1904. Neue Studien zu Ovids Metamorphosen. Hermes 39, 30 ff.
1905. Ovids Metamorphosen in doppelter Fassung. Hermes 40, 191 ff.
1907. Catulls Ged. 67. Philol. 66 (20), 296 ff.
1914. *P. Ovidi Nasonis Metamorphoseon libri XIV. Lactanti Placidi qui dicitur narrationes fabularum Ovidianarum rec. app. crit. instr. H. M. Berol. ap. Weidmannos.*
1925. Postumer Hermesaufsatz. 'Noch einmal doppelte Fassg. d. Metam.'

Die zahlreichen Rezensionen mit den Titeln der besprochenen Schriften aufzuzählen, würde Seiten füllen. Sie finden sich, außer der schon berührten (des Catullkommentars von Robins. Ellis) in der Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 32, 1878 und der beiden ebenfalls bereits erwähnten (von Baehrens und Peiper Fleckeisen 1876, 402), ausnahmslos in Hirschfelders Wochenschr. f. klass. Phil. 1881—83 und in der von Osk. Seyffert begründeten (Berliner) Philologischen Wochenschrift 1884—1924.

Richard Cornelius Kukula.

Geb. 25. März 1862, gest. 6. April 1919.

Von

Karl Prinz in Graz.

Richard Cornelius Kukula erblickte am 25. März 1862 in Laibach, der Landeshauptstadt des altösterreichischen Kronlandes Krain, als Sohn des Oberrealschulprofessors — späteren Direktors der II. Staatsoberrealschule in Wien — Regierungsrates Wilhelm Kukula und seiner Gattin Cornelia, geb. Suppantschitsch, das Licht der Welt. Den ersten Unterricht erhielt er zu Hause, kam dann 1871 an das Gymnasium in Linz, das damals La Roche, der durch seine Homerarbeiten rühmlich bekannte Gelehrte, leitete, 1875 an das deutsche Prag-Neustadter Gymnasium, wo er durch ausgezeichnete Lehrer wie Anton v. Leclair und Leopold Eysert, die später auch in Wien sehr ersprießlich wirkten, die erste Anregung erhielt, sich dem Studium der klassischen Altertumswissenschaft zu widmen. Im Herbst des Jahres 1879 bezog er nach vorzüglich bestandener Maturitätsprüfung die deutsche Universität zu Prag und studierte bei Hilberg, Kvičala, Linker, Rzach klassische Philologie. Aber schon 1881 verließ er gleich vielen anderen deutschen Studenten, denen die damals heftig einsetzende deutschfeindliche Bewegung mit ihren Schmähungen und tätlichen Angriffen das Studium an der Prager Universität verleidete, die Hauptstadt Böhmens. Er zog nach Wien, wohin gerade damals sein Vater als Direktor berufen worden war, und setzte seine Studien an der dortigen Universität bei Benndorf, Hirschfeld, Gitlbauer, Gomperz, Hartel, Hoffmann und Schenkl fort; durch drei Semester war er auch ordentliches Mitglied des philologischen Seminares. Er selbst bekennt in der seiner Dissertation beigefügten Vita, am meisten durch Hartel und Schenkl gefördert worden zu sein. Beschäftigung mit dem Dichter Horaz, zu dem er auch in späteren Jahren immer wieder zurückkehrte, hatte ihn auf die vielverhandelte Cruquius-Frage geführt; sie wählte er sich, von seinen Lehrern hierzu angeeifert, zum Gegenstande seiner Doktordissertation. Sie erschien 1885 im Drucke und fand bei der Kritik eine günstige Beurteilung. Über den gleichen

Gegenstand setzte er sich mit Dr. Häußner, der anderer Ansicht war, wiederholt auseinander, zunächst in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien (1885), wo er dessen Schrift 'Cruquius und die Horazkritik' einer sehr besonnenen Überprüfung unterzog, dann in der Berliner philologischen Wochenschrift (1886). Bei diesen ernsten Universitätsstudien hatte er aber noch immer Zeit für frohes studentisches Treiben gefunden — er war in Prag Korpsstudent bei 'Austria', in Wien bei 'Saxonia' — und auch die Pflege der Musik über der Liebe zur Philologie nie ganz vernachlässigt, ja es sogar zu einer schönen Technik im Klavierspiel gebracht. Nach Erlangung der Doktorwürde (22. Juli 1885) machte er sein Einjährig-Freiwilligenjahr bei einem Wiener Feldjägerbataillon und kam dann als Probekandidat ans Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien. Während seiner Universitätsjahre hatte er sich bereits ein hohes Ziel gesetzt: er wollte einmal Hochschullehrer werden. Die Ungunst der Verhältnisse hat es ihn freilich erst spät erreichen lassen. Für den Ernst seines Strebens aber zeugt, daß er sogleich nach Beendigung des Probejahres 1888 eine einjährige Studienreise nach Italien und Frankreich antrat, auf der er Material für seine Untersuchung über die Entstehung der Mauriner Ausgabe des Augustinus, die Technik, mit der die Mauriner einen korrekten Text der Werke Augustins herzustellen bemüht waren, und das handschriftliche Material, dessen sie sich bedienten, in emsiger Arbeit zusammentrug. Die Ergebnisse seiner Untersuchung hat er dann in mehreren Abhandlungen unter dem Titel: „Die Mauriner Ausgabe des Augustinus. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und der Kirche im Zeitalter Ludwigs XIV." in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien in den Jahren 1890, 1892 und 1898 vorgelegt. Daß er gerade auf dieses Thema seine umfassendere wissenschaftliche Arbeit eingestellt hatte, erklärt sich daraus: er hatte sich auf Zureden seiner Lehrer an der Wiener Universität bereit erklärt, für das Wiener Corpus scriptorum ecclesiasticorum einen Teil der Werke Augustins zu bearbeiten. Diese geplante Ausgabe ist freilich niemals fertig geworden. Mit diesen Forschungen hängt auch seine Veröffentlichung römischer Briefe der Mauriner aus dem Jahre 1699 in den „Studien und Mitteilungen" (1896) zusammen.

Von seiner Reise zurückgekehrt, verlobte er sich mit einer Kusine, Milla Suppantschitsch, und entschloß sich nun doch, um früher heiraten zu können, vorerst eine Stellung als Mittelschullehrer zu erringen. So wurde er Gymnasialsupplent, zuerst (1891/92) in

Klagenfurt, dann (1892/93) am Akademischen Gymnasium in Wien. Im Herbst des Jahres 1893 wurde er zum Gymnasiallehrer ernannt, leider nicht in Wien, wo er so gerne geblieben wäre, um in diesem Zentrum literarischer und wissenschaftlicher Bewegung mit seinen reichen Bücherschätzen seine wissenschaftlichen Arbeiten erfolgreich fortsetzen zu können, sondern in der Provinzstadt Brünn, wo er nun zwei Jahre am zweiten deutschen Staatsgymnasium wirkte. 1894 führte er seine Braut heim; es wurde die denkbar glücklichste Ehe, die beide durch mehr als 25 Jahre verbinden sollte. Schon im Herbst des folgenden Jahres gelang es Kukula infolge seiner vorzüglichen Lehrtätigkeit, eine Lehrstelle an einem Wiener Gymnasium zu erhalten. Er wurde zum Professor am ersten Staatsgymnasium im zweiten Bezirke, das später den Namen „Sofiengymnasium" erhielt, ernannt. Dort wirkte er volle zehn Jahre bis zu seiner Berufung an die Grazer Universität. Die Hoffnung freilich, sich sogleich wieder ganz wissenschaftlichen Arbeiten widmen und die Habilitierung durchsetzen zu können, täuschte ihn. Von einer Seite, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen, wurden seinem Streben, wissenschaftlich arbeiten und sich weiterbilden zu können, die größten Hindernisse in den Weg gelegt; seine wiederholten Ansuchen um Urlaub „mit Karenz der Gebühren", wie der technische Ausdruck damals lautete, wurden rundweg mit der Begründung abgelehnt, daß er in der Schule unentbehrlich sei. Bei seinem auf Freiheit gerichteten Wesen, seinem Drange nach literarischer Betätigung drückte dieser Zwang schwer auf ihn, und er fühlte sich bisweilen ganz unglücklich. Seinem offenen Charakter entsprechend scheute er sich auch nicht, auf Verkehrtheiten und Gebrechen im Schulbetrieb rücksichtslos hinzuweisen, unliebsame Zustände mit Witz und Ironie zu beleuchten; doch war es ihm dabei immer nur um die Sache zu tun, alles Persönliche lag ihm fern, was freilich nicht hinderte, daß er dadurch bei Leuten, die ihm übelwollten, anstieß. Kukula hat, unbekümmert darum, stets, wo es galt, einer Besserung im Unterrichtsbetrieb zum Durchbruch zu verhelfen, seine ganze Kraft dafür eingesetzt. So hat er, als an seiner Anstalt das Französische als relativ-obligater Gegenstand eingeführt wurde, sich nicht bloß bereit erklärt, den Unterricht in dieser Sprache, die er in Wort und Schrift vollkommen beherrschte, zu übernehmen, sondern auch mit Erfolg dahin gewirkt, daß er auf eine zeitgerechte Grundlage gestellt und das Hauptgewicht auf lebendige Beherrschung der Sprache gelegt werde. Dies bestimmte ihn auch, gemeinsam mit Boerner ein für den Unterricht, wie er

ihn sich dachte, geeignetes Lehr- und Lesebuch zu schaffen (es erschien 1899) und Lauries „Mémoires d'un Collégien“ mit einem in französischer Sprache abgefaßten Kommentar für den Schulgebrauch herauszugeben (erschienen in erster Auflage 1902). Daß seine Unterrichtsmethode Erfolg hatte, bewies das vorzügliche Ergebnis jener Maturitätsprüfung, bei der die Kandidaten zum ersten Male auch aus französischer Sprache geprüft wurden. Der niederösterreichische Landesschulrat anerkannte dies damals in einem eigenen Erlasse.

Die beiden vorher genannten Publikationen waren für Kukula einfach eine „Forderung des Tages“ gewesen. Daneben aber betrieb er fleißig seine altphilologischen Studien fort. So machte er im Jahre 1899 abermals eine Studienreise nach Frankreich, auf der er sich länger in Paris, Laon und Douai aufhielt, ferner 1900 eine nach Belgien und Deutschland. Sie setzten ihn in den Stand, den letzten (dritten) Teil seiner Abhandlung über die Maurinerausgabe des Augustinus abzuschließen und in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie zu veröffentlichen. In jener Zeit studierte er die Werke Augustins und las im Zusammenhange damit die ältesten Apologeten des Christentums. Die Bekanntschaft mit ihnen führte ihn dazu, Tatians Rede an die Bekenner des Christentums einer eindringenden Analyse zu unterziehen, um sich über Tendenz, Eigenart, Abfassungszeit, Schauplatz derselben klar zu werden; begreiflich, daß eine solche Untersuchung auch zu einer kritischen Prüfung des Textes, wie ihn die Ausgaben, vor allen die neueste, boten, und zur Erörterung der für die Erklärung besonders schwierigen Stellen führen mußte. Die Ergebnisse dieser Forschungen legte er in seinen Schriften: „Tatians sogenannte Apologie. Exegetisch-chronologische Studie“ (1900), „‘Altersbeweis’ und ‘Künstlerkatalog’ in Tatians Rede an die Griechen“ (1900) und dem Beitrag zur Festschrift für Theodor Gomperz „Was bedeuten die Namen *Ἕλληνες* und *Βάρβαροι* in der altchristlichen Apologetik?“ (1902) vor. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Sammlung der „Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben“. Damit bezweckte Kukula, den Schülern der oberen Gymnasialklassen, aber auch angehenden Philologen sowie Freunden des klassischen Altertums verläßliche und die neuesten Fortschritte der philologischen Forschung verwertende Texte und Kommentare griechischer und lateinischer, von der Gymnasiallektüre selten oder gar nicht berücksichtigter Meisterwerke darzubieten. Er selbst bereitete eine Ausgabe ausgewählter Briefe des jüngeren Plinius vor, und zwar wählte er vor allem solche Stücke aus, die

eine möglichst gegenständliche Vorstellung der öffentlichen, privaten und literarischen Verhältnisse der römischen Kaiserzeit zu vermitteln und fruchtbare Parallelen mit dem Leben und Weben unserer Zeiten anzuregen geeignet erschienen; daneben suchte er in Einleitung und Kommentar den Einblick in die lebendigen Beziehungen der Gegenwart zu schärfen und zu vertiefen. In der Tat gelang es ihm so, eine für die Zwecke der ins Auge gefaßten Leser vorzüglich geeignete Ausgabe zu schaffen, die an Wert in den folgenden zwei Auflagen noch gewonnen hat. Sofort nach ihrem ersten Erscheinen (1904) hat denn auch das Unterrichtsministerium ihre Verwendung im öffentlichen Unterrichte der siebenten Gymnasialklasse an Stelle einer Schrift Ciceros zugelassen. Von Kukulas damaligen Studien legt auch ein 1903 in den „Wiener Studien" veröffentlichter Aufsatz „Kritisch-exegetische Nachlese zum jüngeren Plinius und zur Civitas Augustins" Zeugnis ab.

Im gleichen Jahre 1904 habilitierte er sich an der Wiener Universität für klassische Philologie; als Habilitationsschrift hatte er sein vorher erwähntes Buch: „Tatians sogenannte Apologie" bezeichnet. So hatte er endlich das heißersehnte Ziel erreicht: er durfte an der Universität lehren. Das erste Kolleg: „Erklärung ausgewählter Briefe des jüngeren Plinius mit Einleitung in die antike Epistolographie". knüpfte an seine unmittelbar vorhergehende literarische Beschäftigung an; im folgenden Semester las und erklärte er kursorisch Oden des Horaz. Doch dauerte seine Lehrtätigkeit an der Wiener Universität nur sehr kurze Zeit, da er schon 1905 als außerordentlicher Professor an die Grazer Universität berufen wurde. Damit wurde er vom Joche des Gymnasialunterrichtes, das er doch immer als drückend empfunden hatte, endgültig befreit, damit begann für ihn eine glückliche, ihn voll und ganz befriedigende Zeit. Mit großer Arbeits- und Schaffensfreude ging er an seine für den Anfang gewiß nicht leichte Aufgabe; galt es doch, zum erstenmal einen Zyklus von Vorlesungen auszuarbeiten, eine Arbeit, die gewiß vielfach anregt, aber auch an die Spannkraft von Körper und Geist große Anforderungen stellt. Kukula hat diese für andere oft schwere Zeit leicht und fröhlichen Sinnes überwunden. Es war dies die Wirkung des freudigen und stolzen Bewußtseins, nun endlich die ihm zusagende und seinen Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit gefunden zu haben.

Von seiner Freude an der Arbeit kann auch die Tatsache Zeugnis ablegen, daß er sich gleich zu Beginn seiner Lehrtätigkeit im Proseminar für Vorgeschrittene, das ihm zugefallen war, an ein

so schwieriges Problem, wie es die Erklärung von Alkmans Partheneion ist, heranmachte. Die Lösung, die er in wochenlangem gemeinsamem Ringen um das Verständnis gefunden zu haben glaubte, hat er dann (1907) im „Philologus“ in dem Aufsatz „Alkmans Partheneion“ veröffentlicht und ein Separatum davon jedem der damaligen Teilnehmer an den Übungen zur Erinnerung an die gemeinsame Arbeit gewidmet. In die Zeit seines Lehrbeginnes an der Grazer Universität fällt auch der Abschluß einer umfangreichen Materialsammlung, der literarischen Zeugnisse über den Artemistempel von Ephesos, die ein wertvoller Beitrag zu den „Forschungen in Ephesos“ wurden, die das österreichische archäologische Institut 1905 veröffentlichte. Auch die Aufsätze: „Die angebliche Jahrtausendfeier des Dianatempels von Ephesos“, und „Brände des ephesischen Artemisions“, gehören ungefähr der gleichen Zeit an, wie sie ja auch stofflich eng mit der früher angeführten Arbeit zusammenhängen.

Noch zur Zeit, da Kukula der Mittelschule angehörte, war er wiederholt für eine Erweiterung des Kanons der altsprachlichen Lektüre am Gymnasium eingetreten, so in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien schon 1896, dann 1905, auch in dem Begleitwort der „Meisterwerke der Griechen und Römer“ (1901). Dieser Wunsch, das österreichische Gymnasium möge sich auf unversehrter Grundlage seiner bewährten Organisationsbestimmungen organisch fortentwickeln, veranlaßte ihn auch jetzt, wo er bereits an der Hochschule wirkte, dieses Problem in einer eigenen Schrift, die er gemeinsam mit seinen Grazer Kollegen Eduard Martinak und Heinrich Schenkl herausgab (1906), zu behandeln. Sie führt den Titel: „Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium“. Er selbst erörterte darin die Frage, ob alle in dem traditionellen Lesekanon vertretenen lateinischen Autoren für einen ersprießlichen Betrieb altsprachlichen Unterrichtes noch als geeignete Grundlage angesehen werden könnten. Seine Thesen, die Lektüre des Nepos und des Cäsar sei durch ein lateinisches Lesebuch zu ersetzen, die Ciceros und Vergils auf ein Minimum einzuschränken, fanden vielfach starken Widerspruch, vermochten sich auch nicht durchzusetzen; nur das eine gestattete der neue Normallehrplan vom Jahre 1909, daß an Stelle des Cornelius Nepos auch ein Lesebuch, enthaltend Bruchstücke aus leichten Prosaikern, treten dürfe. Doch ist darin seinen anderen Forderungen, die Lektüre des Livius, des jüngeren Plinius und der römischen Elegiker betreffend, Rechnung getragen, so daß man also sagen darf, Kukulas Reformbestrebungen seien auf diesem Gebiete nicht ganz wirkungslos geblieben.

Diese Arbeit war für Kukula im Grunde doch nicht mehr als ein Parergon gewesen, da er gerade damals ernstlich an die Ausführung seines schon 1904 im Vorwort seiner kommentierten Ausgabe ausgewählter Briefe des jüngeren Plinius angekündigten Planes ging, eine neue kritische Ausgabe des gesamten literarischen Nachlasses jenes Autors in der Bibliotheca Teubneriana zu veranstalten. Veranlassung war für ihn die Beobachtung gewesen, daß die neueste kritische Ausgabe von C. F. W. Müller die in sie gesetzten Erwartungen arg enttäuscht hatte; das Bedürfnis nach einer sie ersetzenden, die handschriftliche Überlieferung voll ausnutzenden Ausgabe war also vorhanden. So unternahm er denn noch im Jahre 1906 eine Studienreise nach Italien, wo er Pliniushandschriften kollationierte oder wenigstens einsah; auch unterstützte ihn Thomas Stangl in Würzburg durch Überlassung von Kollationen wichtiger Handschriften, von Beobachtungen und Konjekturen in der liebenswürdigsten Weise. Daher vermochte er seine Arbeit, die freilich durch gründliche Vorarbeiten seit Jahren vorbereitet war, verhältnismäßig rasch zum Abschluß zu bringen: schon 1908 erschien die neue Ausgabe. Daß sich der Verleger schon nach vier Jahren an Kukula mit der Mitteilung wenden konnte, die Auflage sei erschöpft, beweist, welch rege Nachfrage nach dem Buche geherrscht hatte. Kukula hat denn auch noch im Jahre 1912 davon eine zweite, vielfach vermehrte und verbesserte Ausgabe besorgt.

Das Jahr 1908 brachte ihm nicht bloß die Freude, seine Plinius-Ausgabe zum erstenmal gedruckt zu sehen, sondern auch die Anerkennung seiner erfolgreichen Tätigkeit als Lehrer und Forscher: er wurde als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Professors Alois Goldbacher zum ordentlichen Professor an der Grazer Universität, zugleich zum Mitdirektor des Philologischen Seminars ernannt. Das bedeutete für ihn natürlich eine wesentliche Vermehrung seiner amtlichen Verpflichtungen; nun galt es nicht bloß neue größere Kollegien auszuarbeiten, sondern vor allem die Übungen und wissenschaftlichen Arbeiten des Seminars zu leiten und hier bestimmend auf seine Schüler einzuwirken. In richtiger Erkenntnis der Bedeutung des Seminars verlegte er sogleich dorthin den Schwerpunkt seines Wirkens. Hier hat er denn auch seine Schüler auf das nachhaltigste beeinflußt, immer bemüht, ihnen jenen Weg zum Verständnis eines Schriftwerkes zu weisen, den er für den richtigen hielt: Erfassen der Situation und des Gedankengehalts, der historischen, literarischen und ästhetischen Bedeutung desselben. Daß er an seiner eigenen Vervollkommnung andauernd weiterarbeitete,

beweist die Tatsache, daß er immer wieder andere Schriftwerke, andere Schriftsteller in den Kreis seiner Vorlesungen und Übungen zog; wie umfangreich dieser war, soll später gezeigt werden. Große Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit stellte das folgende Jahr, in dem die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz tagte. Es ist begreiflich, daß Kukula, der Obmann der philologischen Sektion war, aus Vorbereitung und Durchführung dieser Tagung mannigfache Mühen erwuchsen, zumal er einen Stolz darein setzte, im Bunde mit seinen Kollegen sie so glanzvoll wie möglich zu gestalten. Viele Teilnehmer an ihr werden sich gerne des herzlichen und gastfreundlichen Empfanges erinnern, den er ihnen in seinem gemütlichen Heim bereitete. Für die Grazer Festgabe „Στρωματεῖς“ hatte er einen Aufsatz geschrieben, betitelt: „Aphorismen über metrisches Lesen“, in dem er, angeregt durch seines Kollegen Cornu Untersuchungen über den lateinischen Hexameter, nachdrücklich gegen das unzulässige „Skandieren“, wie es in den österreichischen Mittelschulen gäng und gäbe sei, und für eine von der Singpoesie getrennte Behandlung der Lesepoesie eintrat. Aus dem gleichen Anlaß hatte er für die Festschrift des Wiener Eranos, dem er seit vielen Jahren als Mitglied angehörte, eine eingehende Erklärung und Würdigung der sechzehnten Epode des Horaz beigesteuert. Das Interesse für dieses Problem bestimmte ihn, es nochmals im Zusammenhange mit der vierten Ekloge Vergils durchzuarbeiten. Das Ergebnis seiner Forschung legte er 1911 in seinem auf gründlichster Kenntnis der Literatur aufgebauten Buche: „Römische Säkularpoesie“ vor. Im Frühling dieses Jahres führte ihn noch einmal eine Studienreise — es sollte seine letzte sein — nach Florenz, Rom und Neapel. Die folgenden Jahre verflossen ihm nun ruhig in stillen Studien und geselligen Freuden — er führte ein gastliches Haus und sah oft bei sich Freunde, Kollegen oder Schüler zu Gaste. Sehr erwünscht kam ihm damals die Einladung, für die von Bardenhewer, Schermann und Weymann herausgegebene Bibliothek der Kirchenväter Tatians Rede an die Bekenner des Christentums zu übersetzen; die Übersetzung mit ausführlicher Einleitung und erklärenden, auch textkritischen Anmerkungen erschien 1913. Mit dieser erneuten Beschäftigung mit Tatian hängt auch die gleichzeitige Veröffentlichung seines kleinen Aufsatzes: „Religiöse Rede in hellenistisch-römischer Zeit“ in der Wochenschrift „Die Geisteswissenschaften“ zusammen.

Im Jahre 1916 fungierte er als Dekan der philosophischen Fakultät und erledigte seine Amtsgeschäfte, obgleich seine Gesund-

heit schon damals angegriffen war, aufs gewissenhafteste. Sein Verdienst war es, daß damals für die Angehörigen der Universität, die unter den wirtschaftlichen Nöten immer schwerer zu leiden begannen, in der Universität selbst eine eigene Lebensmittelabgabestelle errichtet wurde. Diese Einrichtung hat sich noch jahrelang nach Beendigung des Krieges gut bewährt. Auf Kukulas Gesundheitszustand wirkten die bösen Kriegsjahre mit ihren harten Entbehrungen und seelischen Erregungen sehr ungünstig ein. Ein angeborenes Herzleiden verschlimmerte sich mehr und mehr. Ein Aufenthalt in dem Kurort Franzensbad während des Sommers 1918 brachte keine Besserung. Der Zusammenbruch des alten Österreich wurde nun auch sein Zusammenbruch; denn er war, obgleich er politisch nie hervortrat, Deutscher und Österreicher mit ganzer Seele. Im Herbst war es ihm nicht mehr möglich, Vorlesungen und Übungen abzuhalten. Er wurde bettlägerig. Freilich ahnten selbst damals Kollegen, Freunde und Schüler noch nicht, wie schlecht es bereits mit ihm stand. Er hielt noch, schon darniederliegend, Besprechungen und Kolloquien ab und arbeitete auch jetzt noch an der in den letzten Jahren begonnenen Schrift „Persius und Nero" weiter — sie sollte als Festschrift der Grazer Universität veröffentlicht werden —, vermochte sie auch noch im Winter des gleichen Jahres im Manuskript vollständig druckfertig abzuschließen. Er hatte sie seinen im Kriege gefallenen und kriegsbeschädigten Hörern zueignen wollen. Die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse ermöglichten es aber der Grazer Universität erst im Jahre 1923, vier Jahre nach seinem Tode, sie, wie ursprünglich geplant war, als Universitäts-Festschrift erscheinen zu lassen. Zu Beginn des folgenden Jahres beging er noch, obwohl sein Verfall damals trotz aller ärztlichen Bemühung und der aufopferndsten Pflege durch seine Tag und Nacht für ihn sorgende Gattin schon große Fortschritte gemacht hatte, das Fest seiner silbernen Hochzeit, freilich im allerengsten Verwandten- und Freundeskreise. Bald darauf, am 6. April, hauchte er sein Leben aus. Er wurde unter großer Anteilnahme aller, die ihn gekannt und schätzen gelernt hatten, am 8. April auf dem St. Petersfriedhof von Graz zur letzten Ruhe gebettet.

Kukula war eine schlanke, elegante Erscheinung mit den Manieren eines Weltmannes von herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Er war eine fein organisierte, aristokratische Natur; selber sittlich rein, lehnte er alles Schmutzige, moralisch nicht völlig Einwandfreie durchaus ab. Nach äußeren Ehren strebte er nicht; Befriedigung

suchte und fand er in seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner Tätigkeit als Lehrer an der Hochschule. Seiner Gesinnung nach war er kerndeutsch; das hat ihn aber nie gehindert, auch seinen slawischen Schülern die gleiche Förderung angedeihen zu lassen, so daß er sich auch bei diesen einer großen Verehrung erfreute. Hatte er jemandem seine Freundschaft geschenkt, so hielt er sie ihm treu in jeder Lage und freute sich, wenn er dem Freunde irgendwie helfen, ihm eine Freude bereiten oder eine kleine Aufmerksamkeit erweisen konnte. Er war sehr feinfühlig und taktvoll, in seinem Vorgehen immer streng korrekt. Darum konnte er auch, wenn er sich in seinen eigenen Rechten gekränkt glaubte, sehr energisch dafür eintreten. Ein durchaus offener Charakter, machte er aus Antipathien kein Hehl, scheute sich auch nicht, unliebsame Vorkommnisse beim rechten Namen zu nennen, Zustände, die er mißbilligte, scharf, meist mit Witz und Ironie, zu bekämpfen. Für Humor hatte er einen ausgesprochenen Sinn; er lachte gern, machte nette Scherze und hatte Freude an drolligen Situationen. Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Schülern war das denkbar beste. Hatte einer von ihnen irgendein Anliegen, sei es wissenschaftlicher, sei es persönlicher Natur, so half er ihm, soviel er konnte, als wohlwollender Freund, mit herzlicher Güte. Sie in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nach Kräften zu fördern war natürlich sein Hauptbestreben. Wohl riet er, wenn man ihn darum bat, zu bestimmten Themen für wissenschaftliches Arbeiten, sah es aber viel lieber, wenn man zu ihm kam und ihm auseinandersetzte, was man selber gerne untersuchen möchte. Da wurde er sofort der hilfsbereite Berater, gestattete dann auch gerne, Vorfragen zunächst in Seminararbeiten zu erledigen und sich so in die Materie langsam einzuarbeiten. Den Fortschritten der Arbeiten folgte er mit reger Teilnahme. Am liebsten lud er dann den Betreffenden in seine Wohnung, ließ sich von ihm über den Stand der Untersuchung berichten und besprach nun ganz zwanglos den weiter einzuschlagenden Weg. Nie vergaß er dann, auf Neuerscheinungen oder dem Studenten schwer zugängliche Literatur, die ihm selbst bekannt geworden war, aufmerksam zu machen oder sie ihm zu beschaffen. Gern lud er auch den Kreis seiner engeren Schüler, auch wenn diese die Universität schon verlassen hatten, zu fröhlichem Tanz, zum Tee oder einem gemütlichen Abendbrot zu sich. In angeregtem Gespräche ließ er sie dann bisweilen auch Einblick in die eigene Arbeit nehmen, die er gerade unter den Händen hatte, so daß oft die Unterhaltung zu einem rechten *συμφιλολογεῖν* wurde. Immer wieder kehrt in

Äußerungen seiner Schüler die Erinnerung an diese schönen Stunden wieder, in denen sie ihrem Lehrer menschlich so nahe traten. Alle aber gedenken seiner in aufrichtiger Verehrung.

Als Lehrer schätzten sie ihn, weil er es verstand, in seinen Vorlesungen durch einen schwungvollen freien Vortrag ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, sie in Probleme lichtvoll einzuführen, ihnen seine eigenen Ansichten mit Frische und Lebhaftigkeit auseinanderzusetzen, den Stoff geschickt mit Parallelen aus deutscher oder französischer Literatur zu würzen. Er setzte seinen Ehrgeiz nicht darein, ihnen in den großen Pflichtkollegien, etwa über Mythologie oder Literaturgeschichte, Originelles zu bieten; hier begnügte er sich damit, den gegenwärtigen Stand der Forschung darzulegen, auf Probleme hinzuweisen und zu ihnen kurz Stellung zu nehmen. Das Hauptgewicht legte er auf Interpretationskollegien; hier suchte er den geistigen und ästhetischen Gehalt des Kunstwerkes zu erschöpfen, hier brachte er seine persönliche Auffassung des Einzelnen und des Ganzen am wirkungsvollsten zum Ausdruck. Übereinstimmend gehen die Urteile seiner einstigen Schüler dahin, daß seine Hauptstärke in der Kunst des Interpretierens bestanden habe, daß sie aus solchen Kollegien das meiste gelernt hätten. So erklärte er in Vorlesungen Oden und Epoden des Horaz, Ovids Fasti, Elegien des Properz, das zehnte Buch von Quintilians Institutio oratoria, Plautus' Captivi, Vergils Bucolica, ausgewählte Abschnitte aus Vergils Aeneis, den Briefwechsel zwischen Trajan und Plinius, Varros Saturae Menippeae, Senecas Apocolocyntosis, Apuleius' Psyche und Cupido, Mimiamben des Herondas, ausgewählte Dichtungen Pindars und Bakchylides', ausgewählte Dichtungen Theokrits. Einen Überblick über größere Gebiete boten seine Vorlesungen: Geschichte des römischen Epos; Geschichte der römischen Literatur (Zeit der Republik, Kaiserzeit); Lateinische Tempus- und Moduslehre; Mythologie und Religionswesen der Römer; Einführung in die älteste Literatur des Christentums (mit Lektüre von Tatian und Minucius Felix). Über sein Wirken im Seminar wurde schon oben kurz gesprochen. Hier sei noch einiges hinzugefügt. Seinen Seminarbetrieb orientierte er im Sinne jenes Wortes von Friedrich Nietzsche, auf das er sich in seiner Schrift: „Der Kanon usw." berufen hatte: „Die antiquarische Historie entartet in dem Augenblicke, in dem das frische Leben der Gegenwart sie nicht mehr beseelt und begeistert", und an das er die Bemerkung geknüpft hatte: „Diese dem Unbefangenen selbstverständliche und nur für den Quisquilienjäger unbequeme These sollte als Leitsatz des philologischen Unterrichtes nicht bloß an

unseren Mittelschulen ausgerufen werden.“ Das Lateinsprechen im Seminar hielt er für einen argen Hemmschuh jedes Bestrebens, frisch pulsierendes Leben und eine herzhafte Diskussion in die Seminarstunde zu bringen. Sowie er daher die Leitung des lateinischen Seminars übernahm, verzichtete er auf diese Übung des Lateinsprechens und begnügte sich, vom Referenten zu verlangen, daß er ihm die Interpretation der zugewiesenen Partie, in erträglichem Latein abgefaßt, rechtzeitig vor der Übungsstunde überreiche. Während der Übung durfte der Interpret seine Ansichten deutsch vortragen; in deutscher Sprache erfolgte dann auch die Diskussion. Ebenso brach er mit der Gepflogenheit, die Interpretation auf die Erörterung von grammatischen und kritischen Schwierigkeiten des Textes zu beschränken. Er stellte an seine Schüler die weit höhere Forderung, sie sollten sich bemühen, die zu interpretierende Schrift im Zusammenhange mit der zeitgenössischen Literatur, aus dem Geiste der Zeit mit ihren mannigfachen Strömungen und Unterströmungen zu begreifen; die Frage, ob diese oder jene Leseart den Vorzug verdiene, trat naturgemäß nur dann in den Vordergrund, wenn sie auf das historische, literarische und ästhetische Verständnis Einfluß gewann. Anhäufung philologischen „Staubes“, wie er die wirre Masse von älteren Erklärungen aller möglichen Quisquilien nannte, war ihm höchst unsympathisch. Ebensowenig liebte er einfach registrierende Arbeiten auf grammatikalischem Gebiete; sie erschienen ihm geisttötend, und er hatte dafür den Ausdruck: ‘Mikrologie’. Wenngleich selbst kein Freund grammatischer Studien, konnte er doch scharfe Worte finden, wenn sich jemand mit einer oberflächlichen Erklärung einer grammatikalischen Schwierigkeit abfinden wollte. Auf die Wichtigkeit psychologischer Betrachtungsweise grammatikalischer Erscheinungen bei passender Gelegenheit hinzuweisen, hat er nie versäumt. Im Proseminar, wo er eine Zeitlang auch die Übungen im lateinischen Stil leitete, stellte er an seine Schüler hohe, ja für Anfänger vielleicht zu hohe Anforderungen, wenn er ihnen ganz freie Texte, beispielsweise einen Zeitungsartikel, zum Übersetzen vorlegte. Er scheint dies wohl selbst gefühlt zu haben, weil er sich in späteren Jahren mit Texten der Aufgabensammlung von Schulze begnügte. Niemals verdroß ihn die Mühe, die eingereichten Arbeiten zu korrigieren; außerdem besprach er sie noch mündlich in der Übungsstunde. Dankbar gedenken seine Schüler der großen Förderung, die sie diesen Übungen mit ihren wertvollen Einblicken in die Verschiedenheit der beiden Sprachen, die er sie da gewinnen ließ, verdanken.

Kukulas literarische Arbeiten konzentrieren sich auf Horaz, den jüngeren Plinius und Tatian. Seine in früheste Zeit zurückreichenden Untersuchungen über die Maurinerausgabe Augustins waren als Vorarbeit für eine Edition gedacht, die nie zustande kam. In seinem letzten Buch „Persius und Nero" hatte er sich der Erklärung eines Schriftstellers zugewandt, den er vorher literarisch noch nie, wohl aber mündlich im Seminar behandelt hatte. Aus fast allen seinen Arbeiten spricht starkes literarhistorisches Interesse und eine besondere Vorliebe für die Interpretation. Am schönsten zeigt dies gerade seine letzte Arbeit, in der er vielleicht sein Bestes geleistet hat. Daß er aber auch den Problemen der Textkritik und der Editionstechnik gewachsen war, lehrt seine kritische Ausgabe des Plinius; übrigens hatte er davon schon früher in seiner Tatianschrift schöne Proben abgelegt. Keine seiner Arbeiten verleugnet Scharfsinn, Gründlichkeit, Belesenheit; freilich muß zugegeben werden, daß mancher seiner glänzend vorgetragenen Kombinationen die Kraft zu überzeugen fehlt. Die Absicht, mit Merrill zusammen eine größere kritische Ausgabe des jüngeren Plinius zu veranstalten, konnte er wegen des Krieges und seines leidenden Zustandes nicht mehr ausführen; Merrill hat inzwischen die Arbeit allein geleistet und veröffentlicht. Auch eine geplante erklärende Ausgabe der Epoden des Horaz in Teubners „Sammlung wissenschaftlicher Kommentare" kam über Vorarbeiten nicht hinaus. So ist es zu beklagen, daß uns Kukula durch einen viel zu frühen Tod entrissen wurde. Wissenschaft und Unterricht durften sich von ihm noch manche Förderung versprechen[1]).

---

[1]) Ich habe Kukula wohl in Wien persönlich kennen gelernt, da ich September 1899 als Gymnasiallehrer an das Sofiengymnasium kam, wo er damals wirkte; zu einer intimeren Bekanntschaft aber kam es nicht, weil Kukula gerade tief in literarischen Arbeiten steckte, im Gymnasium nicht länger, als unbedingt nötig war, verweilte und sehr zurückgezogen lebte, ich selbst aber schon anfangs Februar 1900 für mehrere Jahre nach München ging, um dort am Thesaurus linguae Latinae zu arbeiten. Wir haben uns später dann wohl öfters gesehen und gesprochen, ohne uns aber näherzutreten. Es wäre mir daher, als ich von der verehrlichen Schriftleitung des Jahresberichtes über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft eingeladen wurde, den Nekrolog für Kukula als sein Nachfolger auf der Grazer Lehrkanzel zu schreiben, unmöglich gewesen, dieser Einladung Folge zu leisten, wenn ich nicht von Kollegen, Freunden und Schülern Kukulas, vor allem aber von seiner Gattin, die mir das ganze biographische Material zur Verfügung stellte, in der entgegenkommendsten Weise unterstützt worden wäre. Ihnen allen spreche ich hier meinen herzlichsten Dank aus, ganz besonders aber Frau Prof. Kukula, den Herren

Schriftenverzeichnis [1]).

1885. De Cruquii codice vetustissimo. Dissertation. Wien, Karl Gerolds Sohn.

Cruquius und die Horazkritik. Von Dr. J. Häußner. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. Bd. 63, Heft 3. Dazu Kukulas Erwiderung auf Häußners Einwendungen (Wochenschrift f. klass. Phil. 1885, Nr. 47) in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1886, Sp. 1085 f.

1890. Die Mauriner Ausgabe des Augustinus. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und der Kirche im Zeitalter Ludwigs XIV. I. u. II. Teil. Sitz.-Ber. der phil.-hist. Kl. der kais. Akademie der Wiss. in Wien, Bd. 121 und 122.

1892. Die Mauriner Ausgabe des Augustinus. Ein Beitrag usw. III. Teil. 1. Sitz.-Berichte der phil.-hist. Kl. der kais. Akademie der Wiss. in Wien, Bd. 127.

1896. Römische Briefe der Mauriner aus dem Jahre 1699. Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienserorden, Bd. 17 (1896), S. 651 ff.

Zur Kritik des jüngeren Plinius. In „Serta Harteliana“, S. 247 ff. Wien, Tempsky.

1898. Die Mauriner Ausgabe des Augustinus. Ein Beitrag usw. III. Teil. 2. (Schluß). Sitz.-Ber. der phil.-hist. Kl. der kais. Akademie der Wiss. in Wien, Bd. 138.

1899. Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache, für die österreichischen Gymnasien nach der Methode Dr. Otto Boerners bearbeitet von Boerner-Kukula, 2 Teile. Wien, Graeser u. Co.

1900. Tatians sogenannte Apologie. Exegetisch-chronologische Studie. Leipzig, B. G. Teubner.

„Altersbeweis“ und „Künstlerkatalog“ in Tatians Rede an die Griechen. Jahresbericht des 1. Staatsgymnasiums im 2. Bezirke von Wien für 1899/1900.

1902. A. Laurie, Mémoires d'un Collégien. Édition autorisée suivie d'un commentaire. I. II. Wien, Graeser u. Co. (2. Auflage 1916.)

Was bedeuten die Namen *Ἕλληνες* und *Βάρβαροι* in der altchristlichen Apologetik? In der „Festschrift für Gomperz“, Wien, A. Hölder.

1903. Kritisch-exegetische Nachlese zum jüngeren Plinius und zur Civitas Augustins. Wiener Studien, Bd. 25, S. 308 ff.

Kollegen Prof. Cuntz und Prof. Mesk, den Herren Gymnasialprof. Dr. Regula in Brünn, Gymnasialprof. Dr. Simchen und Gymnasialprof. Dr. Spatzek in Graz, die mir besonders wertvolle Mitteilungen zukommen ließen.

[1]) Rezensionen Kukulas in der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien, der Deutschen Literaturzeit., der Berliner philol. Wochenschr., den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden und an anderen Orten sind hier — mit zwei Ausnahmen, die sich dadurch rechtfertigen, daß sich hier die Anzeige zu einem kleinen Aufsatz gestaltet hatte — nicht aufgenommen worden.

1904. Theognidea. Wiener Studien, Bd. 26, S. 338 ff.
Briefe des jüngeren Plinius, herausgegeben und erklärt von R. C. Kukula. I. Einleitung und Text. II. Kommentar (= „Meisterwerke der Griechen und Römer“ IX.). Wien, Graeser u. Co. (2. verbesserte Auflage 1909. 3. Auflage 1911).
Die angebliche Jahrtausendfeier des Dianatempels von Ephesos. Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien, Bd. 55, S. 1 ff.
1905. Brände des ephesischen Artemisions. Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien, Bd. 8, Beiblatt, Sp. 23 ff.
1906. Literarische Zeugnisse über den Artemistempel von Ephesos. In „Forschungen in Ephesos, veröffentlicht vom österreichischen archäologischen Institute“. Wien, A. Hölder.
Der Kanon des lateinischen Lehr- und Lesestoffes. (In dem Buche: „Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium“ von Kukula, Martinak, Schenkl. Wien, Graeser u. Co.).
1907. Alkmans Partheneion. Philologus, Bd. 66, S. 201 ff.
1908. C. Plini Caecili Secundi epistularum libri novem, epistularum ad Traianum liber, panegyricus. Rec. R. C. Kukula. Leipzig, B. G. Teubner (Ed. altera aucta et emendatior, ebendort 1912).
Marginalien zu einer neuen Ausgabe des Plinius. Wiener Studien, Bd. 30, S. 136 ff.
1909. Aphorismen über metrisches Lesen. In „Στρωματεῖς“, Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (Graz, Selbstverlag des Festausschusses), S. 91 ff.
Die sechzehnte Epode des Horaz. In „Wiener Eranos“, zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz (Wien, A. Hölder), S. 179 ff.
1912. Quintilians Interpretation von Horaz' Carmen I 14. Wiener Studien, Bd. 34, S. 237 ff.
1913. Religiöse Rede in hellenistisch-römischer Zeit. In der Wochenschrift: „Die Geisteswissenschaften“, 1. Jahrg., S. 513 ff.
Tatians Rede an die Bekenner des Griechentums. Eingeleitet und übersetzt von Dr. R. C. Kukula. Bibliothek der Kirchenväter. Frühchristliche Apologeten und Märtyrerakten. Aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt. 1. Bd. Kempten und München, J. Kösel.
1915. Leos Geschichte der römischen Literatur. Zeitschr. f. d. österr. Gymn., Bd. 66, S. 673 ff.
1918. Persius und Nero. Festschrift der Karl-Franzens-Universität in Graz aus Anlaß der jährlichen Feier ihrer Vervollständigung. Graz, Verlag des Akademischen Senates, 1923 (von Kukula im Manuskript abgeschlossen 1918).

Bruno Keil.

Geb. 8. Juli 1859, gest. 27. März 1916.

Von

Richard Laqueur in Gießen.

Bruno Keil[1]), der am 8. Juli 1859 in Havelberg in der Mark als Sohn des am 13. April 1908 verstorbenen Apothekers Gustav Keil und dessen am 9. Oktober 1887 gestorbener Gattin Anna, geb. Baevenroth, geboren war, erfuhr die für seinen Lebensweg entscheidenden Eindrücke auf dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, welches er von seinem 14. Lebensjahre an besuchte; ein dankbares Angedenken hat Keil seinem Gymnasium bewahrt und ihm sowohl in seinem der Dissertation beigefügten commentariolum de vita sua wie in der praefatio zu den analecta Isocratea warme Worte gewidmet. In der Tat dürfte es ein seltener Fall sein, daß der Schüler auf dem Gymnasium die Anregung zu derjenigen Arbeit erhält, mit welcher er nach Jahren des Universitätsstudiums promovieren sollte. Rudolf Hercher hatte für seine im Jahre 1873 erschienene Ausgabe der epistolographi graeci diejenigen Teile des Urbinas Γ kollationiert, welche die Briefe des Isokrates enthielten. Wohl verfügte er damit über dasjenige Material, dessen besonderer Wert seit Immanuel Bekker feststand; aber eine wirkliche Kenntnis der Überlieferung war damit noch nicht gegeben, und so versteht man es, daß Hercher seinen Schüler, dessen hohe Begabung ihm bei dem griechischen Unterricht in U und O I auffallen mußte, auf die Aufgabe hinwies, die Überlieferung des Isokrates aufzuhellen.

Keil konnte dem verehrten Lehrer seine Isokratesstudien nicht mehr vorlegen; Hercher starb, als Keil noch das Joachimsthalsche Gymnasium besuchte. Aber in feinfühliger Weise setzte der Schüler unter die praefatio der analecta Isocratea als Datum den 26. März, an dem Hercher im Jahre 1878 verstorben war. Die Pietät gegen ihn zu pflegen, fühlte er sich vor allem berufen; sie veranlaßte ihn, in der deutschen Literaturzeitung VII 1886, Sp. 9—10 gegen

---

[1]) Einige wichtige Angaben aus dem Leben Keils verdanke ich der Hilfsbereitschaft seines Sohnes, Herrn Dr. Werner Keil in Leipzig. Auch anderweitig wurde ich auf gelegentliche Anfragen freundlichst unterstützt.

Alfred Eberhard Stellung zu nehmen, welcher die von Hercher vorbereitete zweite Auflage von Arrians scripta minora unter dessen Namen herausbrachte und dadurch Hercher auf Bemerkungen festlegte, die dieser sich nur bei gelegentlicher Lektüre gemacht hatte, ohne an ihre Drucklegung zu denken; sie veranlaßte ihn aber auch in der Wochenschrift für klassische Philologie VI 1889, 1285—1287 Randnotizen aus Herchers Handexemplar von περὶ ὕψους zu veröffentlichen. „Rechte Würdigung dieser Randnotizen wird jedem die Pietät gegen den großen Textkritiker eingeben." Andererseits hat die Tatsache, daß Keil sich früh mit den Schriften seines Lehrers vertraut gemacht hat, ihm die Weite der Materialkenntnis verschafft, wie sie uns bereits in der Abhandlung über „die Monatszyklen der byzantinischen Kunst in spätgriechischer Literatur" (Wiener Studien XI 1889, 94—142) entgegentritt, in der der II. Band von Herchers erotici scriptores graeci eine besondere Rolle spielt.

Erfüllt mit den Anregungen der Schulzeit bezog Keil im Herbste 1878 die Universität Berlin, die er jedoch bereits Ostern 1879 mit Bonn vertauschte, wo er dann hintereinander 3 Semester verblieb. Im Mittelpunkte seines Studiums stand von vornherein die klassische Philologie und Archäologie; aber während des Bonner Aufenthaltes drängte sich zeitweilig die Germanistik in den Vordergrund. Es ist für Keils Art charakteristisch — und nur deshalb hebe ich dies hier hervor —, daß es ihm nicht gelingen wollte, zu Hermann Usener in ein inneres Verhältnis zu kommen. Einmal lagen Keil religionsgeschichtliche Fragen immer fern; nur die kleinen Aufsätze über Apollo in der Milyas (Hermes 25, 1890, 313—317) und über die ἀκοαί (ebda. 45, 1910, 474—478) schlagen in dieses Gebiet ein; aber auch damals wurde Keil zu deren Abfassung wesentlich durch den Wunsch getrieben, dort die Biographie des Aristides aufzuhellen, hier eine ihm bis dahin unklare Stelle aus der 1. „Heiligen Rede" des Aristides (§ 13 = Aristides ed. Keil II, p. 379 l. 16) durch Beibringung inschriftlichen Materials und durch grammatische Ausdeutung zu interpretieren. Der religionsgeschichtliche Gewinn fiel nebenbei ab. Aber dazu kam, daß das starke Pathos von Usener in Keils nach realer Erkenntnis strebender Seele keinen Widerhall fand. So hat von den Bonner Lehrern der Germanist Wilmanns ihn am meisten gefesselt; unter seinem Einfluß hätte er sich fast zu dem Entschluß durchgerungen, der klassischen Philologie untreu zu werden. Ihm als dem einzigen von denjenigen Lehrern, bei denen er vor der Greifswalder Zeit studiert

hat, gilt in der Dissertation der feierliche Dank, und wenn Keil ein das Durchschnittsmaß weit überschreitendes Verständnis für grammatische Fragen besessen hat, dann dankt er dessen Ausbildung wiederum dem Germanisten Wilmanns.

Keil hat sich unter den schwankenden Eindrücken der Bonner Studienzeit entschlossen, sein Studium zunächst einmal zu unterbrechen und im Jahre 1880/1 seiner militärischen Dienstpflicht in der 10./3. Garde zu Fuß zu genügen; wohl war er während dieser Zeit in Berlin immatrikuliert, aber Vorlesungen hat er kaum gehört, hingegen durch eifrige Lektüre an der Ausbreitung seiner Kenntnisse gearbeitet. Mit diesen ausgerüstet, ging er Herbst 1881 nach Greifswald, und dort fand er nun in Kießling, Susemihl und Wilamowitz diejenigen akademischen Lehrer, die den Schwankenden der klassischen Philologie wiedergewannen, und die für seinen weiteren Lebensweg bestimmend sein sollten. Wohl hat Keil auch noch in Greifswald bei Reifferscheid Germanistik getrieben und den Übungen des germanistischen Seminars beigewohnt; wohl finden sich unter den 12 Thesen, welche er bei seiner Promotion verteidigte, 5 germanistische gegenüber 6 aus dem Gebiete der klassischen Philologie; aber seine Lebensaufgabe stand ihm doch von jetzt ab klar vor Augen. In Greifswald erwarb Keil am 21. Juni 1884 das Zeugnis pro facultate docendi in Lateinisch, Griechisch und Deutsch für die erste Stufe mit der Zensur ersten Grades; nach dem inzwischen erfolgten Weggang von Wilamowitz leitete neben Kießling der neu berufene Georg Kaibel die Prüfung, und wie hoch die Examinatoren ihren Kandidaten werteten, ersieht man daraus, daß sie ihn später als ihren Kollegen nach Straßburg beriefen. Gleichfalls in Greifswald erfolgte die Promotion auf Grund der umfangreichen Dissertation analecta Isocratea; bevor sie im Jahre 1885 als selbständiges Buch erschien, hatte Keil aus äußeren Gründen bereits einen Teildruck unter dem Titel analectorum Isocrateorum specimen (Gryphiswaldiae 1884) herausgebracht. Dieser Teildruck deckt sich mit den Seiten 13—57 des selbständigen Buches, enthält jedoch außerdem des Verfassers commentariolum de vita sua und die sententiae controversae.

Es war die einstimmige Auffassung der Kritik, daß Keil in diesem Buche nicht allein eine für einen Anfänger ganz ungewöhnliche Leistung vollbracht, sondern auch der Wissenschaft Materialien für Isokrates zur Verfügung gestellt habe, wie sie dazumal für keinen andern Autor vorlagen. Brachte doch das umfangreiche erste Kapitel eine überaus sorgfältige, nur in einigen Punkten der Er-

gänzung bedürftige (Hermes XXIII 1888, 367) Zusammenstellung der indirekten Überlieferung des Isokratestextes, die einen genauen Einblick in den der Antike bekannten Überlieferungsbestand gewährte. Als Hauptergebnis sprang dabei die Erkenntnis heraus, daß bereits in der Kaiserzeit von Isokrates nur diejenigen 21 Reden gelesen wurden, welche auch uns erhalten sind. Indem Keil diese Beobachtung der Tatsache gegenüberstellte, daß im ersten vorchristlichen Jahrhundert unter des Isokrates Namen noch 60 Reden umhergingen, zieht er den Schluß, daß die maßgebende Redaktion eines Grammatikers einen solch nachhaltigen Einfluß ausgeübt habe, daß nur die von diesem anerkannten Stücke sich als Isokrateisch halten konnten. Einen unmittelbaren Nachfahren dieser Grammatikerredaktion erkennt er im Urbinas Γ, welcher die Reden in derselben sachlichen Gruppierung bietet, welche Hermogenes voraussetzt, also seinen Ursprung in noch früheren Zeiten haben muß. Freilich mußte dieser Grammatiker, der ein Zeitgenosse des Dionys von Halikarnaß gewesen sein wird, mit dem ihm zur Verfügung stehenden Material arbeiten, und insofern lassen sich auch gegen Γ Bedenken vorbringen; aber der große Vorteil ist darin gegeben, daß wir eine recensio vor uns haben, welche den Text gegen Verwilderung schützte. Daher erklärt es sich denn auch, daß der Ertrag der Nebenüberlieferung so gering ist.

In den analecta hatte sich Keil auf die literarische Nebenüberlieferung beschränkt; aber just zu derselben Zeit, als Keil an dieser Arbeit saß, veröffentlichte Schöne in den Mélanges Graux (1884, 481—504) eine Kollation des Marseiller Isokratespapyrus, dessen Wert er hoch anschlagen zu müssen meinte. Keil legte unmittelbar darauf im Hermes 19, 1884, S. 596 ff. dar, daß dieses Urteil unrichtig sei, und daß der Papyrus, der sich nach Schönes Kollation in 15 Fällen zum Urbinas, in 28 zur Vulgata stellte, ebensowenig neue Erkenntnisse brächte, als die sonstige Nebenüberlieferung. Auf Grund eigener Kollation des Marseiller Papyrus vervollständigte Keil in den epikritischen Isokratesstudien (Hermes 23, 1888, S. 346—352) das Bild: zwar wurde die Verwandtschaft des Papyrus mit der Vulgata noch enger, aber nicht deren Wert, sondern der des Urbinas, den Keil in der Zwischenzeit persönlich geprüft hatte, als er für die Woch. f. klass. Philol. 1886, 1351—1352 eine Rezension von H. Buermann, „Die handschriftliche Überlieferung des Isokrates“ (II. Teil) verfaßte, stieg dadurch um so mehr. Hatte er doch bereits in ähnlichem Sinne sich bei Besprechung von Buermanns erster Schrift (ebda. Sp. 522 ff.) dahin

geäußert: „nur Γ gibt Rezension, die Vulgata gibt den alten Schlendrian.“ So hat Keil durch die Betrachtung der Textgeschichte das Verfahren der Auswahl der Lesarten, wie es sich damals auf empirischer Grundlage durchzusetzen begonnen hatte, historisch zu begründen versucht.

In den der textgeschichtlichen Betrachtung beigefügten Exkursen der analecta Isocratea, von denen er selbst die kleine Abhandlung (p. 94—98) über die 16. Rede in der Woch. f. klass. Philol. II 1885, 816 zurückzog, während die Untersuchung über die Demonicea (99—101) erst in den epikritischen Isokratesstudien ihre Abrundung und Ausgestaltung erfuhr (Hermes 23, 1888, S. 374—383), nehmen den Hauptraum die eindringlichen Darlegungen über *αὑτοῦ — ἑαυτοῦ, σαυτοῦ — σεαυτοῦ* und *ν ἐφελκυστικόν* ein. Keil hat die aus metrischen Gründen unanfechtbare Überlieferung der Tragiker und des Aristophanes zu dem Nachweis verwandt, daß die einschlägigen Lesungen des Urbinas alle Gewähr in sich tragen; auch die Epigraphik wird in den Dienst der Untersuchung gestellt, wie denn schon bald danach Keil bei Besprechung von E. Schmolling (Über den Gebrauch einiger Pronomina auf attischen Inschriften II. Teil 1885) in der deutschen Literaturzeitung VI 1885, 1006 die Forderung erhebt, auch bei syntaktischen Untersuchungen Inschriften und Schriftsteller nicht getrennt zu behandeln. Keils Ergebnisse haben sofort die Zustimmung von Schneider (3. Ausgabe des Panegyrikos und Philippos 1886, S. 158 f.) und später den Beifall von Drerup (Isokrates I, p. LXVI) gefunden, der auch sonst nicht müde wird, Keils Verdienste um die Aufhellung der Isokratesüberlieferung herauszuheben.

Die Anerkennung, die Keil anläßlich des Erscheinens der analecta Isocratea allgemein zuteil wurde, hat seinen wissenschaftlichen Lebensweg zunächst in bestimmte Bahnen gedrängt. Hermann Heller, der Verwalter der Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums, hatte Keils Untersuchungen entstehen sehen (anal. Isoc. p. IX); er dürfte es wohl vermittelt haben, wenn die analecta Isocratea in dem Verlag von Freytag & Tempsky erschienen, mit dem Heller eben damals arbeitete, als er zusammen mit Andresen und Hirschfelder die Verbindung mit der bei Calvary erscheinenden „philologischen Wochenschrift“ löste und die „Wochenschrift für klassische Philologie“ für den Verlag von Freytag & Tempsky begründete. Als Herausgeber dieser neuen Wochenschrift hat Heller Keil als Rezensenten für Isokrates und von hier ausgehend für weitere Gebiete gewonnen. Als erste Besprechung erschien die von

C. Schwabe, de dicendi genere Isocrateo Hall. diss. 1883. Keil, Woch. f. klass. Philol. II 1885, Sp. 749, glaubte damals den Grundgedanken von einer sprachlichen Wandelung des Isokrates, wie sie Schwabe angenommen hatte, ablehnen zu müssen. Er hat aber später von sich aus die damals abgelehnte Vermutung in neuer Form aufgestellt. Bei der Anzeige des index Isocrateus (composuit Siegmundus Preuß) schreibt er in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LX 1906, S. 319—322: „Mir ist seit längerer Zeit aufgefallen, daß für den Wortschatz und Gebrauch des Isokrates etwa 360 einen Einschnitt macht. Die strenge Prüderie . . . weicht einer überraschenden Weitherzigkeit . . .“, eine Bemerkung, an die Keil in seinem εἰρήνη-Aufsatz 1916, S. 76 Anm. 1 wieder erinnert zum Beweise dafür, daß die Koine sich bereits zu Isokrates' Zeiten zu bilden begann. Es folgen in demselben II. Bande der Wochenschrift die Besprechungen von P. L. Galle (de Isocratis oratione Trapezitica diss. inaug. Lips. 1883) auf Sp. 816 und von Grosse (Über Isokrates' Trapezitikus Arnstadt 1884) auf Sp. 1394. Keil glaubte aus sachlichen, weniger aus formalen Gründen sich für die Unechtheit des Trapezitikos aussprechen zu müssen; das Ergebnis dürfte unzutreffend sein, wenn auch die sachlichen Schwierigkeiten, an denen Keil Anstoß nahm, selbst durch die neueren Untersuchungen über das griechische Bankwesen nicht behoben sind. Die Ausgabe des Panegyrikos und der Friedensrede, welche Giuseppe Müller bei Loescher 1885 erscheinen ließ, fand bei Keil (Woch. f. klass. Philol. III 1886, 167—170) Ablehnung; um so höheres Lob zollte er in demselben Jahrgang den Untersuchungen von Buermann in den bereits erwähnten Rezensionen. Noch zweimal wird er zu Besprechungen von Isokratesbüchern herangezogen. Mit warmen Worten begrüßt er die von Max Schneider besorgte Neuausgabe von O. Schneiders „Isokrates' Ausgewählte Reden“ (Woch. f. klass. Philol. V 1888, 1255—56), und er spendet den rhythmischen Beobachtungen Beifall, welche Friedrich Blaß de numeris Isocrateis angestellt hat, allerdings mit der wichtigen Einschränkung, daß diese Beobachtungen zu Textkorrekturen nicht angewandt werden dürfen (ebda. IX 1892, 121—123). Die eigenen Arbeiten über Isokrates ruhten inzwischen nicht: im Hermes XXII 1887, 641—642 berichtet Keil kurz über den Marcianus 415, und in den epikritischen Isokratesstudien Hermes XXIII 1888, 346—391 fügt er den erwähnten Untersuchungen über die Textgeschichte und die Demonicea eine Abhandlung über die Rede an Nikokles bei; auf der Grundlage einer Geschichte des Tugendbegriffs sucht er dar-

zulegen, daß die in dem großen Zitat der *ἀντίδοσις* fehlenden Teile der Rede interpoliert seien und zwar auf Grund von Aristot. polit. VIII, eine Ansicht, die in ihrem ersten Teile umstritten, in ihrem zweiten Teil meist abgelehnt ist. Schließlich ließ Keil im Jahre 1890 eine für den Schulgebrauch bestimmte Ausgabe des Panegyrikos des Isokrates erscheinen (in der Freytag-Tempskyschen Sammlung griech. und lat. Klassiker).

Von Isokrates ausgehend, nahm Keil allmählich einen weiteren Kreis der Redner in Bearbeitung. Der kleinen Miszelle im Hermes XIX 1884, S. 649 ad orationem quae inscribebatur *Ἀλέξανδρος* folgte die eindringende, durch einen Nachtrag im Hermes XXIII (1888), S. 298 Anm. 1 ergänzte Untersuchung über Antiphons Rede *κατὰ τῆς μητρυιᾶς* (Jahrbücher f. Philol. XXXIII 1887, S. 89—102). Gegenüber dem Versuch, durch Athetesen und Umstellungen dem Zusammenhang aufzuhelfen, versetzt sich Keil mit lebhaftem Empfinden und feinem psychologischem Verständnis, das er für die Durchführung solcher Arbeiten auch sonst (Woch. f. klass. Philol. IV 1887, 559 ff.) forderte, in die Aufgabe hinein, die dem Redner gestellt war, und sucht durch den Nachweis juristischer Kniffe die überlieferte Fassung der Rede zu verteidigen. In denselben Jahren dehnen sich auch die Rezensionen auf diesen weiteren Umkreis aus. Die von Fr. Blaß besorgte neue Ausgabe des Demosthenes (I 1885, II 1888, III 1889) wird von Keil in der deutschen Lit. Zeitung 6, 1885, S. 1632 ff. und 10, 1889, S. 1782 angezeigt, die zweite von Lipsius durchgeführte Edition von Demosthenes de corona (Leipzig 1887) ebda. 9, 1888, S. 805 f. besprochen. Georg Hubos Göttinger Dissertation de Demosthenis oratione Ctesiphontea (1886) gibt Keil den Anlaß, ebda. 8, 1887, S. 677—78 seine eigene Ansicht über die beschleunigte Publikation dieser Rede darzulegen, gleichwie er auch das Erscheinen von Raimond Swobodas Schrift de Demosthenis quae feruntur prooemiis (Wien 1887) benutzt, um in der deutsch. Lit.-Zeit. 9, 1888, S. 429—430 von sich aus das Problem der Prooemien aufzurollen. Namentlich die Überlieferungsgeschichte des Demosthenes, die Keil in ihrer Eigenart gegenüber der des Isokrates heraushebt, und die von Blaß aufgestellten rhythmischen Gesetze, zu denen Keil eine wechselnde, aber meist freundliche Stellung einnimmt, interessieren ihn immer wieder von neuem.

Von Demosthenes findet Keil den Übergang zu Aischines, zu dem er anläßlich des Erscheinens von Joh. Tschiedels Berl. diss. quaestiones Aeschineae (1887) in der deutschen Lit.-Zeit. 9, 1888, Sp. 1141 f. einige Beiträge liefert. Als Paul Hartmanns Unter-

suchung de canone decem oratorum Gött. diss. 1891 erscheint, gibt ihm dies den Anlaß, die Frage des Entstehens des Kanons, die schon in die Dissertation hineinschlug, in der deutsch. Lit.-Zeit. (13, 1892, S. 560—562, dazu 642) erneut anzuschneiden. Die Neuauflage der I. Abteilung von Fr. Blaß „Die attische Beredsamkeit" (Leipzig 1887) begrüßt er (Woch. f. klass. Philol. VII 1890, S. 1142—43) als äußerst wichtige Materialsammlung, die aber in dem Schema der *βίοι τῶν δέκα ῥητόρων* stecken bleibt, während das Phänomen selbst zu schildern Blaß nicht gelungen war. Blaß ist nach Keil Biograph der attischen Redner, kein Darsteller der attischen Beredsamkeit geworden. Der Kunstlehre selbst aber hatte sich Keil zugewandt, als er die von Vahlen besorgte Neuausgabe der Schrift *περὶ ὕψους* in der Woch. f. klass. Philol. VI 1889, S. 1285 ff. anzeigte und ebendort IV 1887, S. 454 ff. die Berliner Dissertation von Heinrich Hersel, qua in citandis scriptorum et poetarum locis auctor libelli *περὶ ὕψους* usus sit ratione einer eindringlichen Besprechung unterzog, in der er darauf hinwies, daß die Lücke in der Tradition über die Rhetorik nach Hegesias nicht zu falschen Urteilen führen dürfe: die Lehrbücher haben weiter bestanden, sind in immer neuer Gestalt herausgebracht worden, und aus dieser Masse schöpft auch der Verfasser von *περὶ ὕψους*. Keil ist späterhin nochmals auf diesen feinen Stilisten zurückgekommen, als er in einem Vortrag auf der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle (1903) über Longinfragmente sprach und aus dem von ihm erweiterten Bestand dieser Fragmente den Schluß zog, daß die Schrift *περὶ ὕψους*, welche anders über Demosthenes urteilt, nicht von Longinus sein kann. Von diesem Vortrag, der in erweiterter Gestalt erscheinen sollte, existiert nur die kurze Inhaltsangabe in den Verhandlungsberichten.

Es ist für Keil von größter Bedeutung gewesen, daß er sich auf diesem Wege in die Probleme der griechischen Rhetorik eingearbeitet hat; denn nichts anderes konnte ihn in gleicher Weise zu dem großen Werke hinführen, das mit seinem Namen immer verbunden bleiben wird. Wilamowitz hatte Keil auf die Notwendigkeit hingewiesen, durch Beschaffung des handschriftlichen Materials die Herstellung eines wissenschaftlich begründeten Aristidestextes vorzubereiten. Die Aufgabe bedingte umfangreiche Reisen nach Italien, Spanien, Frankreich, die Keil begann, nachdem er sein Probejahr von 1884—1885 am Humboldtgymnasium in Berlin abgelegt hatte, und die ihn zwangen, seine in die Jahre 1885—1888

fallende Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Königstädtischen und am Köllnischen Gymnasium in Berlin mehrfach zu unterbrechen. Im Besitze eines reichen Wissens und ausgestattet mit der vollen Lebensfreude, die Keil auszeichnete, ist er in die Wanderjahre eingetreten, die er als die schönsten seines Lebens zu bezeichnen pflegte. Man muß wohl in Italien mit Keil zusammengetroffen sein, um ihn wirklich kennen gelernt zu haben. Der offene Blick, den er allen Lebensverhältnissen gegenüber an den Tag legte, eröffnete ihm ein Verständnis des ausländischen Lebens, wie es nur wenige für sich in Anspruch nehmen dürfen; die Kenntnis der italienischen Sprache, über die er verfügte, gestattete ihm nicht nur nahen Anschluß an die dortigen Kollegen, aus deren Kreis ihm Vitelli vor allem nahe trat, sondern auch engste Fühlungnahme mit den verschiedensten Schichten der italienischen Bevölkerung. Als der Sommer 1886 ihm in Florenz zu heiß wird, verbringt er einige Wochen in dem kühlen Vallombrosa; von Neapel eilt er für einige Zeit nach Sorrento, überall den Spuren der Italiener nachgehend und ihr Leben mit ihnen lebend. In Frankreich hat sich Keil kürzer aufgehalten, aber auch diesem Lande herzliche und dankbare Sympathie bewahrt, nicht etwa, weil er dort höhere Werte gefunden zu haben glaubte, sondern weil er Freude und innere Anteilnahme an allem Leben, das ihn umgab, empfand und weil er diesem Leben in der Ungebundenheit der Fremde anders nachgehen konnte, als in der Heimat selbst. So ist Keil innerlich bereichert von seinen Reisen in die Heimat zurückgekehrt.

Aber gleichwie er in engste Fühlungnahme mit der Bevölkerung trat, so hat er in den Bibliotheken auch ein fast persönliches Verhältnis zu den Handschriften gewonnen, mit denen er sich so eingehend zu beschäftigen hatte. Manche aus unserem Kreise haben dies an sich erlebt, und wer immer die Freuden und Leiden einer systematischen Kollationsarbeit geteilt hat, ist auf die Notwendigkeit geführt worden, dem Schicksal dieser Handschriften und damit der Bibliotheken nachzugehen. Aber wohl nur wenige haben dies mit solcher Gründlichkeit getan, wie Keil, der, ohne Spezialist auf diesem Gebiete zu sein, die Paläographie mannigfach gefördert hat. Zwar die Gründe, welche ihn veranlaßt haben, die Datierung des Urbinas Γ des Isokrates vom 10. ins 11. Jahrhundert (Woch. f. klass. Philol. III 1886, S. 1348 ff.) und die des Marcianus 386 des Plutarch (ebda. IV 1887, S. 588 f.) vom 11. ins 12. Jahrhundert zu verschieben, hat er nicht veröffentlicht, und die neuern Herausgeber — in diesem Falle Lindskog-Ziegler, in jenem Drerup —

sind bei der alten Ansicht verblieben. Dagegen hat die Behandlung der Verse *θεοδώρου πέφυκα πυκτίς* usw., welche in dem „catalogus codicum Graecorum qui in bibliotheca urbica Vratislaviensi adservantur“ 1889 veröffentlicht wurden, Keil (Woch. f. klass. Philol. VI 1889, S. 1366 ff.) in den Stand gesetzt, den sie enthaltenden Kodex gegenüber den Bearbeitern des Katalogs genauer auf die Zeit um 1400 zu datieren.

Besonders bedeutungsvoll mußte es werden, daß Keil die Paläographie in unmittelbare Verbindung mit der Epigraphik zu bringen versuchte. Die ablehnend gehaltene Anzeige von Rudolfus Kayser, de inscriptionum Graecarum interpunctione (Berl. Diss. 1887) gibt ihm den Anlaß (Woch. f. klass. Philol. IV 1887, S. 643 f.), selbst die Geschichte der *παράγραφος* von den Inschriften in die Handschriften hinein zu verfolgen; die kleine Miszelle Palaeographicum (Hermes XXIX 1894, S. 320) stützt die in den Handschriften selten belegte Abbreviatur *βαῦς* für *βασιλεύς* durch numismatisches Material; der Straßburger Vortrag auf der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner „über die Herkunft der griechischen Stichometrie“ (nur in den Verhandlungen S. 66 kurz referiert) sucht die für die Überlieferung wichtige Erscheinung, die ihn schon in den analecta beschäftigt hatte, bis zu ihrem Ursprung hinauf zu verfolgen. Einen gleich weiten Maßstab legen die Darlegungen über lateinische Paläographie an, welche Keil in die Anzeige von Nicole, Un catalogue d'œuvres d'art einflocht (Deutsche Lit. Zeit. XXVII 1906, S. 2802 ff.).

Besonders dankbar hat Keil es begrüßt, daß in Italien und Frankreich, wo die Voraussetzungen dafür besonders günstig sind, der Geschichte der Handschriften volles Interesse gewidmet wird. Als er Ch. Cucuels „éléments de paléograpie grecque“ (1891) einer ablehnenden Kritik unterziehen mußte (Woch. f. klass. Philol. VIII 1891 S. 993—995), hebt er zugleich den Gegensatz dieser unzulänglichen Arbeit gegen die sonstiger französischer Paläographen hervor. In Henri Omonts Catalogues des manuscrits grecs de Fontainebleau sous François I et Henri II (Paris 1889) sieht er ein Ehrfurcht gebietendes Werk, das er für die von ihm festgestellten Zusammenhänge der Handschriften mit großem Erfolge benutzt hat, und das ihm den Anlaß bietet, auf die Geschichte der griechischen Handschriften einzugehen (Woch. f. klass. Phil. VII 1890, S. 913 ff.). Nicht geringere Freude bereitet ihm das Erscheinen des catalogus codicum Graecorum bibliothecae Ambrosianae, welcher der Sorgfalt von Martini und Bassi verdankt wird (2 Bde. 1906); Keil stellt

die großen Fortschritte der italienischen Philologie auf diesem Gebiete, die vor allem Vitellis Schülern und Martini verdankt werden, fest und gibt bei dieser Gelegenheit einen Überblick über die Kataloge griechischer Handschriften Italiens (Deutsche Lit. Zeit. XXVIII 1907, S. 394—396). Im Jahre 1909 bringt er ebda. XXX, 2526 eine kurze Anzeige von Börje Knös, Codex Graecus XV Upsaliensis (1908).

Aus Keils Interesse an der Paläographie und Handschriftenkunde wuchs schließlich die Beschäftigung mit der byzantinischen Philologie und dem Humanismus hervor. Auf den Bischof Arethas ist er unmittelbar durch die Aristideshandschriften geführt worden; die Geschichte der Isokratesüberlieferung bringt ihn auf die byzantinischen Nachahmungen, und namentlich verfolgt er die Einwirkungen der Rede an Nikokles von den Zeiten Justinians, bei dessen Regierungsantritt der Diakon Agapetos ein später oft gedrucktes Sendschreiben an ihn richtete, über Photios, der seinen Schüler, den Bulgarenfürsten Michael, unter Benutzung der Nicoclea unterwies, bis hinab zu Manuel II Palaiologos, dem kaiserlichen Vertreter der gemeinhin nicht erkannten nationalgriechischen Renaissance, auf der einen und den Drucken der italienischen Renaissance auf der andern Seite (Hermes XXIII 1888, S. 366—373). Angeregt durch den Aufsatz seines bereits vorher von ihm unterstützten Freundes Strzygowski über die Monatszyklen der byzantinischen Kunst (Repertorium für Kunstwissenschaft XI 1888, S. 23—46) bespricht er in den Wiener Studien XI 1889, S. 94—142 ihre Behandlung in spätgriechischer Literatur, wird aber über dieses Thema hinausgeführt, indem er den wenig bekannten Roman Lybistros und Rhodamne mit feinem literarischem Verständnis zergliedert. Der Roman muß der Zeit entstammen, „in welcher der fränkische Eroberer mit den Eroberten bereits verchmolz, also frühestens der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Er mußte jener Rasse der Gaemuler angehören, die von den Vätern die Lust an Aventiuren, von den Müttern die griechische Anmut im Blute trugen. So griechisch konnte kein Fremdling, so ritterlich romantisch konnte kein Grieche dichten."

Besonders tief greift der Aufsatz pro Hermogene (Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. Phil. histor. Klasse 1907, S. 176—222) samt der im Hermes desselben Jahres S. 548 ff. publizierten Abhandlung über Aquila in die spätantiken und byzantinischen Studien hinein, indem Keil ausgehend von den Kommentaren zu den rhetorischen Lehrbüchern die Bedeutung der byzantinischen Früh-

renaissance für die Erhaltung der klassischen Literatur überhaupt heraushebt. „Man darf in gewisser Hinsicht die Arbeit, welche diese Byzantiner in und um Konstantinopel während des 9. und 10. Jahrhunderts an der ihnen überkommenen Literatur vollzogen haben, mit der durch die Alexandriner im 3. Jahrhundert v. Chr. geleisteten literarisch-bibliothekarischen Arbeit vergleichen. Denn sie haben gesammelt und geordnet wie diese, und haben auch rezensiert wie diese; des sind Zeugnisse die großen Klassikerhandschriften dieser Zeit". (S. 217.) Und dieser selbe Aufsatz endet mit einem offenen Bekenntnis zu dem letzten antiken Technologen und Hermogeneserklärer, dem Straßburger Rektor Jacob Sturm, der als echter Renaissancegelehrter von Cicero ausgegangen war, sodann Dionysius hinzugezogen und schließlich Hermogenes in Arbeit genommen hatte. Eben darum fühlt sich Keil berufen, die klassischen Philologen auf die Notwendigkeit des Studiums des Humanismus hinzuweisen; sie haben die Möglichkeit, die Frage des Verhältnisses von Humanismus und Renaissance selbständig zu fördern, und in diesem Sinne entwirft Keil in einer allgemeinen Sitzung der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle (1903) eine Charakteristik des vergessenen Humanisten Carlo Valgoglio (Carolus Valgulius). Leider ist der Vortrag nie in ausführlicher Fassung erschienen, so daß man auf den kurzen Bericht in den Verhandlungen S. 34—35 angewiesen ist.

Aus alledem sieht man, welch mächtige Wirkung der italienische Aufenthalt auf Keil ausgeübt hat; aber wie war es mit Aristides, um dessentwillen doch Keil zunächst nach Italien ging? Im Jahre 1890 hatte er das Material so weit zusammen, daß er eine Sonderpublikation über die Aristideshandschriften in Aussicht stellen konnte (Hermes XXV, S. 315 [1]); im übrigen äußerte er sich jedoch verhältnismäßig selten über den Rhetor und zwar immer aus einem besonderen, ihm von anders her zugetragenen Anlaß. Die Publikation von Orakeln aus Lykien ruft ihm eine Stelle aus der ersten heiligen Rede des Aristides in das Gedächtnis und soll dazu verhelfen, dessen Biographie unter Zuhilfenahme der Arethasscholien zu ergänzen (Hermes XXV 1890, S. 313—317; dazu ebda. XXXII 1897, S. 501 [2]). Jacob Haurys Schrift Quibus fontibus Aelius Aristides usus sit in componenda declamatione quae inscribitur *Παναθηναικός* (1888) wird von ihm in der Woch. f. klass. Philol. VIII 1891, S. 1225 ff. angezeigt und so wenig günstig beurteilt, daß er späterhin seinem Straßburger Schüler Eugen Beecke die Wiederaufnahme dieses Themas nahelegte, der denn auch 1908 mit der Schrift „Die

historischen Angaben in Aelius Aristides Panathenaikos auf ihre Quellen untersucht" promovierte. Aber wie spärlich ist doch die Produktion auf diesem Gebiete, und wie sticht diese Spärlichkeit ab gegen die Fülle von grundlegenden und wichtigsten Arbeiten, welche Keil eben in den Jahren 1890—1896 auf epigraphischem und antiquarischem Gebiete auf den Markt warf. Für Keil selbst war unzweifelhaft der Aristides in den Hintergrund getreten, und mehr aus innerem Pflichtbewußtsein heraus ist er in den Jahren 1896—98 der Herstellung der recensio nähergetreten, nachdem er 6 Jahre vorher das wichtigste Material bereits in Händen hatte.

Für Keils Persönlichkeit und seine Stimmung in diesen Jahren ist mir besonders bezeichnend die Anzeige, die er in der Berl. Philol. Woch. XVI 1896, S. 523—527 von Hermann Sauppes Ausgewählten Schriften (Berlin 1896) entwarf. Wenn etwas, dann haben Sauppes antiquarische Schriften auf Keil eingewirkt; aber nicht auf diesem Gebiete sieht Keil jetzt Sauppes Hauptverdienst, sondern in seiner Textkritik. Sauppe hat Lachmann auf die griechischen Prosaïker übertragen; die epistola critica ad Godofredum Hermannum bedeutet den entscheidenden Einschnitt seines Lebens; der Zug ins Große und ins Allgemeine ist zwar damit nicht vergangen; aber Sauppe spricht nicht mehr davon, sondern arbeitet im Kleinen für das Große. Dadurch hat Sauppe den Jüngern der Wissenschaft das schönste Beispiel gegeben, weil er der Sache und nur der Sache hat dienen wollen. Hier spricht zu uns die Resignation und das Pflichtgefühl, aus dem heraus Keil die ihm lieb gewordenen Arbeiten beiseite legte, um d a s Werk in Angriff zu nehmen, welches die Wissenschaft von ihm forderte. In dieser Stimmung stellte er den Aristides her, von dem als einziger der II. Band im Jahre 1898 erschien mit den Reden XVII—LIII und einer praefatio, welche kurz über die Handschriften und die bisherige Textbehandlung orientierte.

Keil hat die Pflicht des Editors ernst und gewissenhaft aufgefaßt; die Überlieferungsgeschichte des Aristides ist besonders kompliziert gewesen, da der Autor immer wieder gelesen und als Muster gewertet wurde; infolgedessen suchte man nach möglichst zuverlässigen Texten und korrigierte die eigenen mit diesem Material. Damit war gegeben, daß die Handschriften stark durcheinander gehen und die Aufstellung eines Stemmas ganz unmöglich wurde. Ein rein eklektisches Verfahren bei der Textbehandlung war also notwendig und ist von Keil durchgeführt worden. Es ist

sehr zu beklagen, daß Keil auch jetzt in der praefatio die einst versprochene Abhandlung über die Aristidesüberlieferung nicht lieferte, sondern nur die Zusage wiederholte: praestantissimum igitur cum editoris esset munus accuratiora de natura indole vicibus condicionibus librorum Aristideorum disserere, nobile hoc officium recusare minime volui; sed opere vix incepto cum cognovissem materiam eorum quae mihi essent describenda illustranda disputanda ampliorem esse quam quae iustis praefationis cuiusdam finibus coerceretur, peculiari libro constitui de exemplis Aristideis deque arte critica in Aristide factitanda plene et accurate explicare. Bekanntlich ist Keil aber auch später nicht dazu gekommen, sein Versprechen einzulösen, und diesen Teil der Aufgabe wird kaum ein anderer für ihn lösen können.

Mit dem kritischen Apparat hat Keil kurze sachliche Bemerkungen verknüpft, die das Verständnis der schweren Schriften ungemein erleichtern; vor allem aber hat er sich für verpflichtet gehalten, alle Schwierigkeiten des Textes zu notieren. Der Leser sollte wissen, was der Editor etwa nicht verstanden hat, damit er sich nicht falschen Vorstellungen hingebe. So ist der kritische Apparat in seiner offenen Ehrlichkeit das rechte Widerspiel von Keils Persönlichkeit, der in dieser Richtung rücksichtslose Strenge gegen sich und seine Schüler ausübte. Bei Keil haben wir es gelernt, daß die restlose philologische Ausdeutung eines Textes Voraussetzung jeder weiteren Arbeit ist, und daß, wenn jene nicht gelingt, diese zu unterbleiben hat. Dieses Gefühl für philologische Ehrlichkeit hat ihn veranlaßt, manche begonnene Arbeit liegen zu lassen, und neben den andern später zu beleuchtenden Gründen mag auch die Tatsache, daß Keil als Editor nun doch notwendig über so und so viel ungelöste Rätsel hinweggehen mußte, dazu beigetragen haben, daß die Fortsetzung des Aristides nicht mehr erschien.

Ein Widerspiel von Keils Persönlichkeit sind aber auch die großen sachlichen Exkurse, die den Plan des Buches mitunter zu sprengen drohen. Die geistvolle Erörterung über die Rede *περὶ τοῦ παραφθέγματος* (p. 139—142), durch die Keil nachzuweisen sucht, daß Aristides in höchster Kunst die sachliche Berechtigung des *παράφθεγμα* der Athenarede durch Komposition eines anderen erwiesen habe, zeigt, wie sich Keil in die Kunst der Sophistik hineinzuversetzen verstand. Es ist dasselbe feine stilistische Empfinden, welches ihm gestattete, im Rahmen von J. Strzygowskis Werk „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte“, Leipzig 1903,

den Brief Gregors von Nyssa an Amphilochius nicht allein nach der stofflich-materiellen Seite zu erklären, sondern auch die Schwierigkeiten zu begründen, die sich für den Verfasser aus der notwendigen Kreuzung von ἔκφρασις und ἐπιστολιμαῖος χαρακτήρ ergaben (S. 86 ff.). Mit besonderer Vorliebe ist Keil in seinen letzten Jahren solchen stilistischen Untersuchungen über literarische γένη nachgegangen: im Jahre 1913 erschienen gleichzeitig im Hermes XLVIII 1913, S. 494—521 die Untersuchung über Lukians Phalarideen, wo mit Hilfe typologischer Untersuchungen die Reste aus einer dritten echten Phalarisrede des Lukian gewonnen werden, und in den Nachrichten der Gött. Ges. d. Wiss. 1—41 unter dem Titel λόγος συστατικός eine Analyse des 35. Stücks der Julianbriefe (p. 267 ff. bei Bidez-Cumont), in welchem Keil die aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert stammende Kreuzung einer ἐπιστολὴ συστατικὴ und eines λόγος συμβουλευτικὸς erkennen zu können glaubte. Ausgehend von einer Bemerkung in Keils Aristides p. 152 untersuchte sein Schüler Jos. Albertus die παρακλητικοί in der griechischen und römischen Literatur (1908). Noch einer der nach Keils Tode publizierten Aufsätze bringt im Hermes LI 1916, S. 491 ff. eine rhetorisch-stilistische Analyse der neugefundenen Tempelchronik von Lindos, die Keil mit der rhodischen Beredsamkeit in Verbindung bringt. Ging doch seine Forderung folgerichtig dahin, die antike rhetorische Theorie, die er immer wieder von neuem studierte (vgl. Hermes XL 1905, 155 ff.), mit den erhaltenen Dokumenten praktischer Rhetorik zu vergleichen (Deutsche Lit.-Zeit. XXIII 1902, S. 2779, vgl. auch die Dissertation von X. Hürth, de Gregorii Nazianzeni orationibus funebribus 1907).

In das Gebiet anderer, aber nicht minder echt Keilscher Untersuchungen führen uns die Athetesen des γενεθλιακός auf Apellas und der Königsrede. Keil hat sich im Rahmen der Ausgabe auf kurze Bemerkungen beschränkt und die für die erste Athetese versprochene (p. 201) ausführliche Begründung nicht mehr geliefert; dagegen erschien in den Nachrichten d. Gött. Ges. d. Wiss. 1905, (S. 381—428) eine eingehende Darlegung der Gründe, welche Keil bereits 1897 (vgl. ebda. 1913, S. 5 Anm.) veranlaßt hatten, die Rede aus der Lebenszeit des Aristides herauszuheben und sie auf das Jahr 217/18 zu datieren.

Die Aristidesausgabe Keils ist von allen Seiten auf das freudigste begrüßt worden; kein Mißklang störte die allgemeine Anerkennung, die ihm in den zahlreichen Besprechungen gezollt wurde, und nur die Hoffnung wurde angeknüpft, Keil möchte bald

die Untersuchungen über die Handschriften, den I. Band und die Scholien folgen lassen. Keil hat diese Hoffnungen nicht erfüllt, obwohl man mit Sicherheit annehmen darf, daß diese Ergänzungen seines Werkes ihn auf gleicher wissenschaftlicher Höhe gezeigt hätten. Aber gleich wie er nur zögernd an die Ausarbeitung des II. Bandes herantrat, weil andere Interessen sich ihm in den Vordergrund drängten, so verließ er nach dessen Abschluß das ihm an sich so vertraute Gebiet, und nur einige kurze Miszellen beweisen, daß es ihm nicht fremd geworden war, sondern daß er sich bemühte, neues Material zur Interpretation heranzuziehen. Der im Hermes XXXII 1897, S. 497—508 erschienene Aufsatz „Kyzikenisches" sucht das in Aristides' Epikedeios *εἰς Ἐτεωνέα* erwähnte Erdbeben chronologisch zu fixieren; die Publikation der Laodikeurkunde durch Haussoullier (Rev. de philol. XXV 1901, S. 9 = OGJS. 225) erinnert ihn (Rev. de philol. XXV 1901, S. 123—124) an die „Heiligen Reden" des Aristides und die subscriptio, die sie in den Handschriften tragen (Aristides ed. Keil II, p. 312); aus der Lokalisierung des Ortes Baris, welche die Inschrift ermöglicht, wird Material zur Rekonstruktion von Aristides' Biographie gewonnen. Daß die *ἀκοαί*, welche auf griechischen Inschriften erscheinen, nicht dem lat. aquae entsprechen können, wird aus dem Nachweis des Wortes bei Aristides erschlossen (Hermes XLV 1910, S. 474—478). Diesem Material lassen sich noch drei kleine Publikationen aus den Scholien anfügen: in den Mitteil. des deutsch. archäol. Instituts (Athen. Abtl. XXIX 1904, S. 383—384) gräbt er aus dem Aristidescodex Bodleianus gr. 89 eine kurze Notiz über des Phidias Aphrodite Urania aus, im Hermes XLVIII 1913, S. 319—320, wird mit Hilfe eines Randscholions im Paris. 2995 des Aristides ein Pindarfragment festgestellt, und schließlich in dem postumen Aufsatz Hermes LV 1920, S. 63—67 ein neues Bruchstück des Diagoras von Melos aus unedierten Scholien des Vatic. 1298 gewonnen.

Es ist vom Standpunkte der Wissenschaft auf das schwerste zu beklagen, daß Keil seine Aristidesausgabe nicht vollendet hat; ob sie zu einem Abschluß gekommen wäre, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, möchte ich nicht unbedingt bejahen; denn Keil hatte seinen Weg, der Wissenschaft zu dienen, nicht einseitig bestimmt. Darum hat es auch für ihn keine Gefahr bedeutet, daß er in jungen Jahren auf Isokrates und infolgedessen weiterhin auf die Rhetorik festgelegt wurde. Seine Universitätsbildung war vielmehr eine so allseitige gewesen und vereinigte so

disparate Gebiete, daß ihn die Grammatik auf der einen, die Archäologie auf der andern Seite gleichmäßig beschäftigt haben. Und wenn er an der alten Geschichte vorbeigegangen ist und in Berlin Mommsen nicht gehört hat, so hat sich doch dieser Umstand bei ihm ebensowenig als Lücke bemerkbar gemacht, wie die Tatsache, daß er Epigraphik nicht studiert hat. Wenn diese Gebiete aber Keil auf die Dauer innerlich mehr ergriffen als die Rhetorik, so beruht dies einmal auf der nach realer Erkenntnis strebenden Persönlichkeit Keils, zum andern darauf, daß gerade diese in voller Entwicklung begriffenen Gebiete die Wissenschaft vor immer neue Fragen stellten. Zu den aktuellsten Problemen Stellung zu nehmen, war aber ein innerer Drang von Keil, und diesem Drange verdanken die meisten Arbeiten ihr Entstehen. Von etwa 30 epigraphischen Arbeiten knüpfen 25 an neue Funde an, die gerade publiziert worden waren. Die *πολιτεία Ἀθηναίων* rief ihn sofort auf den Plan, die neugefundenen Demen des Eupolis und Perser des Timotheos sind fast die einzigen dichterischen Stoffe, die Keil behandelt hat, von dem von ihm entdeckten Anonymus Argentinensis gar nicht zu reden.

Es ist die selbstverständliche Folge dieses Anknüpfens an die doch nun einmal zufälligen Neufunde, daß eine gewisse Unrast in die Produktion von Keil hereinkam, und daß gerade dadurch ein Werk, welches auf so weite Sicht gestellt war, wie der Aristides, leiden mußte; freilich dies nicht allein; denn auch auf dem Gebiete der Epigraphik konnte sich Keil zu etwas Zusammenfassendem nicht entschließen. Keil war so sehr Forschernatur, daß er nur in der selbständigen Untersuchung von Problemen Genüge fand und jede Zusammenfassung weiter Stoffgebiete ablehnte, weil er darin vor allem eine Wiederholung von Gedanken sah, die bereits anderweitig gedacht waren. Er war prinzipieller Gegner jedes Handbuchs, weil es den Schein eines Wissens vermittelt, das man sich nicht selbst erworben hat; nur das selbsterworbene Wissen hatte für ihn wirklichen Wert. Ja, auch eine gewisse Spannung gegenüber den Historikern möchte ich mir aus dieser Einstellung erklären. Keil stieß bereits bei den ersten Worten einer Urkunde oder eines historischen Textes auf Schwierigkeiten, die aus sich heraus eine Lösung erheischten, und die ihn eben deshalb festhielten. Mußte er da nicht eine Lücke bei den Historikern empfinden, soweit sie über solche Schwierigkeiten hinwegeilend das Schwergewicht auf eine Gesamtbetrachtung legten? Im Schlußwort zum Anonym. Argent. 327 schreibt Keil: „Unserer Generation ist

es nicht bestimmt, das große Gebäude des griechischen Staats in seinen Grundpfeilern und mit all seinem Maßwerk zu erfassen und darstellend wieder aufzubauen; aber die Steine sollen wir bereiten mit dem freudigen Entsagen, daß einst in eines anderen Hand sie mithelfen werden, den großen Bau zu begründen, aufzuführen und zu schmücken. Das leistet nur die Einzelinterpretation, welche eine Urkunde so lange hin- und herwendet und befragt, bis man glauben darf, es sei ihr nichts mehr zu entlocken.“ Für die Gegenwart bedeutet dieses Bekenntnis Verzicht und Ablehnung jeder ins Weite gespannten Betrachtung; dieses Bekenntnis ist aber auch ein Ausdruck von Keils wissenschaftlicher Art, die in dieser Einzelforschung ihre höchste Befriedigung fand, und von hier aus sind seine epigraphischen Arbeiten zu beurteilen.

Bereits gleichzeitig mit Keils Dissertation erschienen im Hermes XIX 1884, S. 149—163 seine „Bemerkungen zur Rekonstruktion der Philonischen Skeuothek“, welche an den 1882 gemachten Fund der wichtigen Inschrift anknüpften und sich mit den darin enthaltenen Submissionsausschreiben für die Erbauung des attischen Marinezeughauses bei Zea beschäftigten. Zwei Charakteristika von Keils Inschriftenbehandlung treten uns hier sofort entgegen: die Verbindung mit sprachlicher Ausdeutung und die Freude am Rechnen und Berechnen. Keil fühlt sich in dieser Materie derart zu Hause, daß er in seinem November 1883 entworfenen Aufsatz sich S. 150 als Archäologe bezeichnet. In der Tat ist er denn auch von November 1884 bis Juni 1885, dem Beginn seiner italienischen Reisen, als Volontär bei der Antikenabteilung im Alten Museum zu Berlin tätig gewesen. Der Aufsatz blieb zunächst isoliert; die Reisen, die Keil nach Italien unternahm, die vielen von uns geschilderten Anregungen, die er dort empfing, haben ihm eine Weiterarbeit auf dem bezeichneten Gebiete unmöglich gemacht. Freilich aus dem Wenigen, was Italien dem griechischen Epigraphiker bieten kann, hat er Gewinn gezogen. Im Juni 1887 kollationierte er in Verona den in der Nordhalle des dortigen Museo Lapidario eingemauerten Stein mit dem Texte des „Testamentes der Epikteta“ und veröffentlichte seine Ergebnisse Hermes XXIII 1888, S. 289—302; ein kleiner Nachtrag folgte ebda. XXV 1890, 160. Es ist dies, soviel ich weiß, die einzige Inschrift, welche Keil im Original geprüft hat; im übrigen teilte er das Los von Wilhelm Dittenberger, mit dem er so viele Berührungen hatte, und der der große Epigraphiker ebensowenig an den Originalen der Inschriften geworden ist (vgl. Wissowa in der Syll.[3], p. IX)! Seinen Bemerkungen über den

Wortlaut der Urkunde hat Keil einige Interpretationen beigefügt. Mit vollem Recht hat er die schier unerträglichen Anakoluthe in dem Texte hervorgehoben; seine Erklärung allerdings, daß sie aus einem Sinken der Sprachbeherrschung abzuleiten sind, wird dem Tatbestand kaum gerecht.

Die dritte epigraphische Arbeit mit dem Titel „zur Pausaniasfrage" (Hermes XXV 1890, S. 317—320) beschäftigt sich in Wahrheit mit der Geschichte der Zahlzeichen, einem Problem, dem Keil eine größere Anzahl von Arbeiten gewidmet hat. In der vorliegenden bestreitet er gegen Gurlitt die Möglichkeit, eine Inschrift aus Athen, welche die Zahlen durch Initialzeichen wiedergibt (X H usw.), in die Zeit des Pausanias zu versetzen; denn schon um 50 v. Chr. habe sich das alphabetische Zeichensystem selbst in Athen, wo man sich am längsten dagegen gesträubt habe, vollkommen durchgesetzt. Auf den Widerspruch Gurlitts (Berl. Philol. Woch. X 1890, S. 842 ff.) hin hat Keil an demselben Orte 1257—1259 seine Argumentation unterstrichen. „Das alphabetische Zahlensystem ist viel älter, als man bisher annahm; es tritt schon im 3. Jahrhundert an Stelle des schwindenden epichorischen. Athen steht mit seinen Initialsystem im 1. Jahrhundert v. Chr. schon völlig isoliert unter den griechischen Staaten." Dem entsprechend hält Keil in Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1899, S. 143 Anm. 1 selbst gegen Köhlers Autorität an seiner Datierung der athenischen Inschrift fest und unterstützt sie Hermes LI 1916, S. 445 ff. durch neue sachliche Argumente.

Einen verwandten Fragenkomplex schlug Keil in einem zweiten Hermesaufsatz des Jahres 1890, S. 598—623 an, indem er die Zahlzeichen des in der ἐφημ. ἀρχ. 1889 publizierten Silberinventars des Amphiaraos von Oropos einer Betrachtung unterzog. Nachdem er die Inschrift auf die Zeit um 200 datiert hat, bespricht er die auf ihr vorkommenden Zahlen des alphabetischen Systems; „auch sie sind nicht die ältesten; ich kann sie um mehr als 200 Jahre früher belegen, aber sie sind ein Beweis dafür, daß die Diadochenzeit den alphabetischen Zahlen zum Siege verhilft." Dieser so viel ältere Beleg ist von Keil später (Hermes XXIX 1894, S. 249 ff.) aus einer Halikarnassichen Inschrift beigebracht worden, wo Initial- und alphabetische Zahlen durcheinander gehen. Auch in Oropos hatte es ursprünglich ein epichorisches Zahlensystem gegeben; aber die Zeit der Kirchturmpolitik ist jetzt vorbei; die alphabetischen Zahlen setzten sich durch und mit ihnen die Bruchzeichen; denn auch diese entsprechen, wie Keil in einem ergänzenden Aufsatz

(Berl. Philol. Woch. X 1890, S. 1546) darlegt, in Oropos genau den auf den ägyptischen Papyri uns entgegentretenden Bruchzeichen.

Die Tatsache, daß Keils Studiengebiet neben der Rhetorik die Epigraphik umfaßte, ist für seinen weiteren Lebensweg entscheidend geworden. Nach Beendigung seiner großen Reisen war er Michaelis 1888 dem Sophiengymnasium in Berlin als wissenschaftlicher Hilfslehrer zugeteilt worden; ebendort ist er dann am 25. April 1889 als ordentlicher Lehrer angestellt worden, und diese Anstellung gestattete ihm, einen eigenen Hausstand zu gründen und eine Gespielin aus den Kindertagen, die hochbegabte Tochter Anna des Rechtsanwalts Illies aus Havelburg, die damals nach dem frühen Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter nach Berlin übergesiedelt war, zu heiraten (11. April 1889).

Freilich sollte auch jetzt Keils Tätigkeit am Gymnasium nicht von langer Dauer sein; denn bereits am 5. Dezember 1890 erfolgte die Berufung als außerordentlicher Professor nach Straßburg; der Berufung folgte am 10. Januar 1891 die Bestallung durch den Statthalter von Elsaß-Lothringen. Keil sollte den verwaisten Lehrstuhl von Heitz einnehmen; aber damit war nur die äußere budgetmäßige Seite gemeint; in Wahrheit trat mit Keils Ernennung eine Umgruppierung in der Verteilung der Fächer ein. Seit der Neubegründung der Straßburger Universität im Jahre 1872 pflegten — mit Ausnahme der Jahre 1872—74, wo noch Stahl als Vertreter der alten Geschichte hinzugetreten war — 4 Lehrkräfte die Gebiete der klassischen Philologie und alten Geschichte unter sich zu verteilen. Anfänglich standen den beiden Philologen Studemund und Heitz die beiden Historiker Köhler und Wilmanns gegenüber, von denen jener die griechische, dieser die römische Geschichte einschließlich der Altertümer vertrat; als dann Köhler im Jahre 1876 aus Straßburg schied, wurden der Reihe nach Wilmanns (bis 1879), Nissen (bis 1881) und schließlich K. J. Neumann mit der alleinigen Vertretung der alten Geschichte betraut, während jedesmal einer der klassischen Philologen in einer der beiden Abteilungen des „Instituts für Altertumswissenschaft“ Übungen abhielt, die auf dem Grenzgebiet zwischen klassischer Philologie und alter Geschichte lagen. Dabei ergab sich aus der Tatsache, daß die genannten drei Historiker das Schwergewicht ihrer Forschertätigkeit auf das römische Gebiet verlegt hatten, daß die klassischen Philologen im Rahmen des Instituts vornehmlich das Griechische vertraten. In diesem Sinn hat zunächst Schöll, der 1876 neben Studemund und Heitz trat, bis 1885 eine erfolgreiche Tätigkeit in der griechischen Abteilung des Instituts

ausgeübt; ihm folgte Reifferscheid, der gleich Schöll meist Themata aus den griechischen Antiquitäten behandelte, aber z. B. S.S. 1887/8 auch einmal lateinische Inschriftenkunde las; als dann aber Reifferscheid durch Kießling ersetzt wurde, übernahm nicht dieser, sondern Kaibel die Übungen des Instituts, in denen er „die Schrift vom Staate der Athener“, „Epigraphische Übungen“, „Xenophons *πόροι*“ usw. behandelte. Man versteht es leicht, daß bei der wissenschaftlichen Richtung, die Kießling und Kaibel vertraten, ihnen eine Ergänzung nach der antiquarischen Seite besonders erwünscht sein mußte, als durch den Tod von Heitz die dritte Professur vakant wurde, und als geeigneter Inhaber erschien ihnen ihr alter Greifswalder Schüler.

Keil ist daher sofort zum voll beschäftigten akademischen Lehrer gemacht worden, ohne daß er vorher die wissenschaftlichen Freuden und wirtschaftlichen Sorgen der Privatdozentenzeit gekostet hätte. Freilich scheint es, daß die ersten Jahre der akademischen Tätigkeit Keils nicht ohne Trübungen verlaufen sind; wohl hat sich Keil seinen beiden früheren Lehrern und jetzigen Kollegen voller Dankbarkeit erwiesen, als er ihnen im S.S. 1892 „Die Solonische Verfassung“ widmete, und auch später hat Kaibel, als Keil 1896 ff. den Aristides druckte, die Korrekturen mitgelesen und Keils Werk gefördert. Trotzdem hat sich Keil in seiner Lehrtätigkeit eingeengt gefühlt und innerlich manche bittere Stunde erlebt, weniger vielleicht, weil er nicht zur Fakultät im engeren Sinne gehörte, als vielmehr, weil er unter dem Drucke seiner früheren Lehrer stand, und ihm der Zugang zu den Vorlesungen über griechische Dichtung verschlossen wurde: so hat Keil auch in den Vorlesungen ähnliche Themata wie in den Übungen des „Instituts“ behandeln und sich im wesentlichen auf die griechischen Altertümer einschließlich der Rednerinterpretation beschränken müssen; nur die griechische Grammatik und die griechischen Dialekte konnten hinzugenommen werden.

Diese Einengung hat stark auf Keil gelastet, stärker vielleicht, als man es bei seiner Einstellung zu der Wissenschaft erwarten sollte; denn das eigentlich Poetische hat ihm bei seiner Natur doch ferner gelegen. Wo er sich mit Erzeugnissen der Dichtkunst befaßte, da beschäftigten ihn doch vor allem historische, metrische oder grammatische Fragen. Um derentwillen hat er eine Reihe wichtiger Untersuchungen den griechischen Epigrammen gewidmet. Neben der kurzen Miszelle ad epigrammata Eleusinia (Hermes XX 1885, S. 625—629) steht die wichtige Abhandlung

über ein megarisches Grabepigramm (Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. Philol. hist. Klasse 1906), in der er ein kurz zuvor von Ad. Wilhelm publiziertes Stück neu ergänzt und erläutert, und die Rekonstruktion eines ägyptischen Epigramms (Hermes L 1915, S. 464 ff.), welches von Brescia nicht mit Glück behandelt war. Auf der vollen Höhe historischer Interpretation bewegt sich Keil in seinem Aufsatze *Κόρου πεδίον* (Rev. de philolog. XXVI 1902, S. 257—262), wo er auf Grund zweier neu entdeckter bithynischer Epigramme wichtige Beiträge zur Geschichte des Entscheidungskampfes zwischen Lysimachos und Seleukos liefert. Dem gegenüber bilden die ästhetischen Urteile, die er in einem Jugendaufsatz über die Simonideischen Eurymedonepigramme (Hermes XX 1885, S. 341—348) fällte, und die er später in der deutschen Literaturzeitung XXVII (1906) 2689 vertiefte, eine Ausnahme.

Auch wo sich Keil sonst über Dichter äußerte — es handelt sich meist um kurze Bemerkungen —, geschieht es in ähnlichem Sinne. Alkaios und Euripides hat er je eine kleine Miszelle gewidmet (Hermes XXXIV 1899, S. 479; ebda. XXIV 1889, S. 301), zum Verständnis des Timotheos trägt der weitergespannte Aufsatz im Hermes XLVIII 1913, S. 99 bei, der Textkritik des Aristophanes, zu der auf Keils Anregung Victor Coulon in seiner Dissertation quaestiones criticae in Aristophanis fabulas (1907) wichtige Beiträge lieferte, dienen die kurzen Besprechungen de avium Aristophaneae folio rescripto (Hermes XXVI 1891, S. 128 ff.) und des Vs. 814 der Ritter (Hermes LI 1916, S. 314 f.). Die Ritter des Aristophanes sind auch dasjenige Stück gewesen, welches er später mit Vorliebe interpretierte, und als daher durch die Auffindung größerer Teile der Demen des Eupolis die Möglichkeit gegeben war, tiefer in das politische und dramatische Verständnis der Ritter einzudringen, hat Keil in einer großen Abhandlung (Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. Philol. hist. Klasse 1912, S. 237—272) nicht allein den Aufbau der Demen rekonstruiert, sondern auch die Abhängigkeit des Aristophanes von Eupolis im einzelnen nachgewiesen.

Trotz dieser Arbeiten wird man ohne Bedenken zugeben müssen, daß Keils Stärke auf anderen Gebieten gelegen hat; aber selbst auf diesen sind ihm zu Anfang seiner akademischen Lehrtätigkeit äußere Erfolge versagt geblieben. Diese mir bereits früher berichtete und jetzt wieder von kompetenter Seite bestätigte Tatsache steht ja in einem ganz eigentümlichen Gegensatz zu Keils großen Lehrerfolgen der späteren Jahre, die unbestritten sind; sie erklärt

sich aber doch vielleicht aus der besonderen Art seiner Vorlesungen, die ein genaues Spiegelbild seiner literarischen Produktion waren: Keil gab auch in den Vorlesungen Forschung und nichts anderes als dies; gleichwie er jedes Handbuch verwarf, lehnte er auch jede Zusammenfassung in den Vorlesungen ab und führte in die Methode der Forschung ein. Daß es da an Exkursen nicht fehlte, ist verständlich, und manche der großen Arbeiten Keils leiden unter dieser Einschachtelung von großen Anmerkungen, die fremde Fragen behandeln, am meisten aber unzweifelhaft dasjenige Buch, welches Keil zu Beginn seiner Straßburger Tätigkeit herausbrachte, und welches in engster Berührung mit einer Vorlesung steht, die er im W.S. 1891/92 über Aristoteles' *πολιτεία Ἀθηναίων* gehalten hat.

Hat doch die Publikation dieser Schrift durch F. G. Kenyon (London 1891) Keil sofort auf den Plan gerufen und seine Arbeiten wiederum in neue Bahnen gelenkt. Bereits im XI. Bande (1891) der Berl. Philol. Woch. erscheint eine umfangreiche Besprechung (S. 517—525, 549—556, 581—587, 613—620) des neuen Fundes, den er als den größten seit den Tagen Poggios begrüßt. Die entscheidenden Punkte werden herausgehoben und in eine Beleuchtung gerückt, die die Schärfe von Keils Urteil sofort erkennen lassen, wenn auch manche seiner Positionen aufgegeben worden sind. Von der Echtheit der Drakontischen Verfassung ausgehend, sucht Keil zu erklären, woher der attischen Demokratie Solon als ihr Begründer erscheinen konnte, wo er doch nur Vermittler war. Die Wichtigkeit des Berichtes über Themistokles' Teilnahme am Sturz des Areopag wird hervorgehoben und namentlich das einzigartige Material über die Verfassung von 411 gewürdigt. Keil hat dieser ersten Anzeige alsbald die selbständige Schrift folgen lassen mit dem Titel „Die Solonische Verfassung in Aristoteles' Verfassungsgeschichte Athens" (Berlin 1892); das Buch enthält eine Reihe sehr scharfsinniger Einzeluntersuchungen, die aber nicht immer glücklich angelegt sind, und die daher mit geteilter Stimmung aufgenommen wurden, obwohl vieles, was Keil zuerst aussprach, allmählich in den Besitz der Wissenschaft übergegangen ist. Zu gleicher Zeit, als Keil seine Schrift veröffentlichte, schrieben Wilamowitz an seinem klassischen Werke „Aristoteles und Athen" und Kaibel am „Stil und Text der *πολιτεία Ἀθηναίων* des Aristoteles"; jeder der beiden hat Probleme behandelt, die auch Keils Interesse erregt hatten, und wenn auch ihre Lösungen sich vielfach mit Keils Ergebnissen berührten, so hatten sie doch viel weitere Maßstäbe angelegt und dadurch Keils Arbeit in den Schatten gestellt. Mit

Wilamowitz traf sich Keil in der Ansicht, daß Aristoteles sich einer ihm vorliegenden Quelle mit freiem Urteile angeschlossen habe. In diesem Urteile des Aristoteles liegt die eigentliche aktuelle Bedeutung der Schrift, die darum in den Zusammenhang der historisch-politischen Literatur des 4. Jahrhunderts hineingestellt werden muß; denn Aristoteles hat dem Material einen ganz bestimmten Sinn aufgeprägt, indem er Stellung nimmt gegen die demokratische Ansicht, daß die jetzige Verfassung Athens die Solonische sei: Solon sei vielmehr einer der *μέσοι* gewesen. Da also Aristoteles mit seiner Schrift politisch belehren will, hat er ihr eine Form gegeben, welche dem Bedürfnis des Lesepublikums entspricht. Zwar was Keil über die Rhythmisierung vorbrachte, hat Kaibel in seinen von feinstem musikalischem Verständnis getragenen Darlegungen (S. 90 ff.) zu widerlegen gewußt; aber gerade mit Kaibel traf er sich in der Überzeugung, daß die für die Öffentlichkeit bestimmte Schrift nicht vollendet, sondern in unvollendetem Zustande von einem getreuen Freunde herausgegeben worden ist.

Zur Aristotelischen Schrift ergriff Keil noch mehrmals das Wort. In der Berl. Philol. Woch. XII 1892, S. 613—618; 649—654 zeigte er die kurz zuvor erschienene neugriechische, italienische und holländische Ausgabe, ebda. XIII 1893, S. 1352—1357 die dritte Ausgabe von Kenyon an, und als dann der englische Gelehrte die Schrift als supplementum Aristotelicum III 2 (Berlin 1903) erneut herausbrachte, widmete Keil dieser besonders wichtigen Ausgabe in der Deutschen Lit.-Zeitung XXV 1904, S. 1120—1124 eine eingehende Besprechung, in der er vor allem die Zahlzeichen des Papyrus besprach. Eine kurze Miszelle im Hermes XXX 1895, S. 473—475 galt der Ablehnung der Ergänzung von *ἀμφιάραια* in Kap. 54, 7. Diese intensive Beschäftigung mit Aristoteles ist für Keil deshalb von besonderer Bedeutung geworden, weil ihm, der in den Rednern zu Hause war und der in der Epigraphik sich immer weiter vorarbeitete, all dieses Material sich allmählich zusammenschloß zu einem lebendigen Bilde vom Wesen des griechischen Staates. Freilich waren zur Vollendung viele einzelne Vorarbeiten nötig, und ihnen widmete sich Keil in den ersten Straßburger Jahren, indem er teils an frühere Untersuchungen anknüpfte, teils neuen Problemen sich zuwandte, Arbeiten, deren Vollendung das langsame Fortschreiten der Aristidesausgabe vollauf erklärt.

Die Geschichte der Zahlzeichen wird weiter geprüft; aber die Ergebnisse der Forschung werden wirtschaftsgeschichtlich ausgewertet. Im Hermes XXVII 1892, S. 643 ff. liefert Keil ein

kleines Kabinetstück: er stellt fest, daß auf einer kurz zuvor edierten Inschrift aus Oropos (B.C.H. XV 1891, S. 490 ff.) im Rahmen des attischen Wertchiffrensystems die neue Größe) auftritt, die, weil sie auf ((= 1/2 Obol) folgt, kleiner sein muß. Andererseits folgt auf einem Eleusinischen Stein II 2, 834 c 8 auf) ein χ (αλκοῦς) = 1/8 Obol; also muß) = 1/4 Obol sein, und Münzen bringen Bestätigung. Soweit der Tatbestand; aber nun der Schluß. Wenn Oropos die attischen Zahlen übernahm, so geschah dies, als Philipp den Athenern 338 die Stadt auslieferte, die dann 1/4 Jahrhundert unter athenischem Einfluß blieb. So spiegelt sich auch in dem Kleinsten die große Geschichte wieder. 2 Jahre später bringt Keil im Hermes XXIX 1894, S. 249—280 „Eine Halikarnassische Inschrift" — gemeint ist Syll.[3] 46 — den Beleg für das älteste Vorkommen des alphabetischen Zahlensystems (vgl. S. 43); denn neben den gewöhnlichen Initialzeichen, wie sie auf der Seite a des Steines verwandt werden, steht auf bcd das alphabetische System zwar nicht ausschließlich, aber doch vornehmlich verwandt. Allerdings liegt dieses alphabetische System nicht in reiner Form vor; denn neben α = 1 Stater, β = 2 Statern usw. steht D als Drachme. Der Ausdruck Drachme „eine Hand voll" kann von 6 Einheiten nicht bei kleinen Münzen gebraucht sein, er setzt vielmehr Eisenstücke voraus; also ist der Peloponnes hierfür die Heimat. In Halikarnass verbindet sich diese Bezeichnung mit dem alphabetischen Zahlensystem.

Nachdem dann Keil anläßlich der Behandlung der „Rechnungen über den Epidaurischen Tholosbau" (1895) die dort vorkommenden Zahlzeichen und Geldsorten erörtert hat, gab ihm die 1901 in Straßburg tagende 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner den Anlaß, sowohl in der von der philosophischen Fakultät der Kaiser-Wilhelm-Universität herausgegebenen Festschrift wie auch in einem Vortrag zu den Zahlenproblemen Stellung zu nehmen. In diesem letzteren, der nur in dem kurzen Bericht aus den Verhandlungen der Tagung S. 66 zur Veröffentlichung gelangte, suchte Keil, wie ich mich zu erinnern glaube, den Ursprung der griechischen Stichometrie dem ionischen Buchhandel zuzuweisen, da ja die handschriftlich erhaltenen stichometrischen Angaben nicht dem ägyptischen Zahlensystem entsprechen, wo vielmehr, wie die Papyri zeigen, das Zahlenalphabet angewandt wurde. Also ist das System der stichometrischen Angaben bereits nach Alexandria importiert worden, und aus der genaueren Betrachtung der Zahlen ergab sich Ionien als Heimat. In der gleichzeitig erschienenen Fest-

schrift behandelt Keil S. 117—142 „eine Zahlentafel von der athenischen Akropolis“ und sucht den schwer verständlichen Text in der Weise zu erklären, daß er in dem Dokument eine Privatarbeit erblickt, enthaltend einen Vorschlag, wie die Auslosung von Geschworenen für die attischen Gerichte erfolgen solle.

Mit Recht kann Keil zu Beginn der Abhandlung darauf hinweisen, daß er das griechische Zahlenmaterial überschaue. Hatte er doch zu gleicher Zeit die wichtige Abhandlung „Vom Delphischen Rechnungswesen“ in Arbeit, welche ausgehend von 2 im B.C.H. XXIV 1900, S. 463—483 veröffentlichten Inschriften im Hermes XXXVII 1902, S. 511—529 erschien. Keil beobachtete, daß die amphiktyonischen Rechnungsakte des 4. Jahrhunderts keine Zahlzeichen verwandten, sondern Zahlen und Wertangaben in Worten ausschrieben, weil ihr internationaler Charakter keine andere Möglichkeit zuließ. Delphi, wohin die Münzsorten der verschiedensten Münzsysteme zusammenflossen, war damit zugleich ein Platz geworden, an welchem das Geldwechselgeschäft blühte, und das Maß, an welchem dieser Wechselverkehr gemessen wurde, ist die damals begründete Vereinsmünze, das *Ἀμφικτυονικόν*, dessen Beziehungen zu dem attischen und äginäischen Fuß dargelegt werden. Im Hermes XXXIX 1904, S. 649—653 hat Keil sein Ergebnis, daß für Delphi das Wertverhältnis zwischen attischer und äginäischer Währung nicht wie 3:2, sondern wie 10:7 stand, bestätigt und erweitert.

Dabei greifen die Arbeiten in immer weitere Gebiete der antiken Wirtschaft über, und die als dritte Beilage dem Anonymus Argentinensis angefügte Untersuchung „über einige Wertverhältnisse auf griechischen Inschriften“ bringt nicht allein eine glückliche, leider übersehene Lösung zweier Stellen der Protogenesinschrift (Syll.[3] 495, 71 und 141), sondern schildert darüber hinaus die Wirtschafts- und Münzverhältnisse des 3. Jahrhunderts. Von demselben Interessenkreis aus nimmt Keil unmittelbar nach deren Edition Stellung zu der Inschrift der öffentlichen Bank in Pergamon und dem dortigen *νόμος ἀστυνομικός* (Athen. Mitt. XXIX 1904, S. 73—78) und gewinnt damit den Übergang zu den metrologischen und numismatischen Untersuchungen über die römische Zeit: Im Hermes XXXXIV 1909, S. 157—159 deutet er die Aufschrift einer kleinen thessalischen Bronzeplatte als den Gewichtstarif, den eine Behörde oder ein Kaufmann ausgehängt hatte, um anzuzeigen, nach welchem Gewichte an dem betreffenden Orte verkauft werden sollte, eine Ankündigung, die deshalb notwendig war, weil die darin gegebenen Gewichtsbestimmungen von den sonst

üblichen abweichen. Es folgte der kleine Aufsatz über den *τόκος τροπαϊκιαῖος* (Hermes XXXXVII 1912, S. 151—153), der als der Zinsfuß von einem victoriatus p. m. erklärt wird. Weit ausholend greift Keil schließlich in seiner großen Abhandlung „Zur Victoriatusrechnung auf griechischen Inschriften" in der Zeitschrift für Numismatik XXXI 1914, S. 47—71 auf dieses Problem zurück und sucht darzulegen, wie die Herabsetzung des victoriatus auf die Hälfte des Denars durch die lex Clodia dazu führen mußte, daß das höhere provinziale Geld nach Rom gelockt wurde.

Die Beobachtungen, von denen Keil bei seinen metrologischen und numismatischen Untersuchungen ausging, haben volle Anerkennung erfahren und ihm mit Recht das Ansehen eines Spezialisten auf diesem Gebiete verschafft. So hat sich Hiller von Gaertringen, als er einen sachkundigen Kommentar zu JG XII 5, 112 liefern wollte, um Unterstützung an Keil gewandt, der 'vel ad difficillima negotia suscipienda et ea quae ceteros terrent semper promptus' in präzisem Lateinisch die Zinsberechnung nachprüfte. Niemand konnte so wie er (Bull. de corr. hellén. XXXII (1908), S. 188—203) den schwierigen Berechnungen des Liller Papyrus Nr. 1 nachgehen, und noch neuerdings hat Kurt Regling in seiner Münzkunde (Einleit. in die Altertumswissensch. II 1922) Veranlassung genommen, Keils Ergebnisse über das *Ἀμφικτυονικόν* und den Victoriatus als gesichert zu buchen. Die weiteren Schlüsse, die Keil zu ziehen liebte, werden nicht immer denselben Grad von Sicherheit beanspruchen dürfen, wie die Beobachtungen, von denen er ausging; und doch wird niemand sie missen wollen; denn gerade auch hier hat er mit der Blickweite des Mannes, der auch für die moderne Wirtschaft volles Verständnis besaß, Ausführungen geben können, die zu weiterem Nachdenken Anlaß geben. Noch in seinem Nachlaß haben sich zahlreiche einzelne Blätter gefunden, die zeigen, wie Keil sich bis zuletzt mit der Geschichte der Zahlzeichen und ihrer Auswertung beschäftigt hat. Aber die Freude am Rechnen führte ihn auf weitere Gebiete.

Im Hermes XXIX 1894 erschienen zwei große Abhandlungen Keils über „Athens Amtsjahre und Kalenderjahre im V. Jahrhundert" (S. 32—81) und über „das System des Kleisthenischen Staatskalenders" (S. 321—372). Wieder ging Keil von einfachen Beobachtungen aus und stellte zunächst fest, daß vor dem Jahre 410 ein Zustand des attischen Kalenders anzutreffen ist, bei welchem sich Amtsjahre und bürgerliche Kalenderjahre nicht decken; die Beobachtung war neu, eindeutig und von größter Tragweite. Aber

Keil bleibt nicht dabei stehen; er bringt die einzelnen überlieferten Daten in ein Schema hinein und rekonstruiert ein dem bürgerlichen Gemeinjahr gegenüberstehendes Amtsjahr von 360, bzw. — beim Schaltjahr — von 390 Tagen, das er als eine Schöpfung des Kleisthenes bezeichnet, dem bei seinem sonstigen Radikalismus auch dieser kühne Versuch zuzutrauen ist, bei der Beweglichkeit des bürgerlichen Kalenders wenigstens dem staatlichen Leben Klarheit und Festigkeit zu geben.

Bereits das nächste Jahr brachte in den Athen. Mitt. XX 1895, S. 20—115 und S. 405—450 den Doppelaufsatz „Die Rechnungen über den Epidaurischen Tholosbau“, in welchem Keil den Nachweis erbrachte, daß die Urkunde, die kurz vorher in der ἐφημ. ἀρχ. 1892, S. 70 und sodann von Cavvadias, Fouilles d'Epidaure I 242 publiziert worden war (jetzt JG IV 1485), ein Konglomerat von Rechnungen verschiedener Jahre darstellt, die durch längere Zwischenräume getrennt waren. Danach berechnete Keil die Bauzeit auf ein Minimum von 30 Jahren und gewann damit wichtiges Material für die chronologische Bestimmung des Polyklet. In Aufbau und wissenschaftlicher Verwertung verwandt mit diesem Aufsatz ist der Artikel „Zur Verwertung der Delphischen Rechnungsurkunden“ (Hermes XXXII 1897, S. 399—420), der gleichfalls an einem Neufund (B.C.H. 1896, S. 198 ff.) anknüpfend auf Grund der Stimmenverteilung die Geschichte der pyläischen Amphiktyonie zu den Zeiten Philipps und Alexanders untersucht, als man daran ging, den Apollotempel wiederherzustellen. Auch hier vermag Keil die Bauperioden festzulegen. Die Schlüsse allerdings, die er aus der Stimmenverteilung zog, haben sich z. T. als unhaltbar erwiesen, da die Voraussetzungen, von denen er ausging, durch Neufunde (B.C.H. XXIV 1900, S. 489; Syll.[3] 252 Q) widerlegt wurden.

Wenn die epigraphischen Abhandlungen Keils so reich an Ergebnissen waren, so wird dies neben den erwähnten Eigenschaften seiner Forschertätigkeit nicht in letzter Linie seiner philologisch-grammatischen Schulung verdankt. Einer unserer hervorragendensten Sprachforscher hat mir einst bestätigt, daß Keil zu der Gruppe klassischer Philologen gehörte, deren sprachgeschichtliche Untersuchungen auf der vollen Höhe der sprachwissenschaftlichen Forschung lägen. Wie S. 27 bemerkt, von dem Germanisten Wilmanns nach dieser Richtung mächtig gefördert, hat er als Straßburger Professor mit besonderer Liebe und besonderem Erfolge Vorlesungen über griechische und lateinische Grammatik und über

die griechischen Dialekte gehalten; er hat aber auch seine Schüler veranlaßt, diesen Unterricht durch Vorlesungen bei dem Sprachforscher zu ergänzen, wie er auch selbst immer wieder seine Kenntnisse nach dieser Richtung vertiefte. Dem entsprechend finden sich in fast allen erwähnten epigraphischen Arbeiten, die dazu Anlaß boten, sprachgeschichtliche Erörterungen, die zum guten Teil erst die Möglichkeit zu den sachlichen Darlegungen boten. Ganz besonders gilt dies aber von den Behandlungen griechischer Dialektinschriften, wie sie in Verbindung mit der Lehrtätigkeit während der Straßburger Zeit erschienen. In den Nachrichten d. Ges. der Wiss. zu Göttingen 1895, S. 349—380 behandelte Keil das Gottesurteil zu Mantinea (jetzt bei Schwyzer, dial. Graec. exempla 661); im Hermes XXXI 1896, S. 508—518 interpretiert er einige schwierige Stellen der kurz vorher von Homolle B.C.H. XIX, S. 1 ff. edierten delphischen Labyadeninschrift (Schwyzer 323); ebenda XXXIV 1899, S. 183—202 bringt er Beiträge zur Thessalischen Sotairosinschrift, um schließlich mit der Abhandlung „Über zwei elische Inschriften" (Schwyzer 424 und 409) in den Nachr. d. Ges. der Wiss. zu Göttingen 1899, S. 136—164 die vollendete Verbindung sprachlich-dialektischer und historisch-antiquarischer Untersuchung zu erreichen. Auf engerem Gebiete verfolgen ähnliche Ziele die beiden kleinen Aufsätze *ἑκατώρυγος* (Hermes XXXVIII 1903, S. 140) und de titulo ionico (Rev. de philol. XXIX 1905, S. 334—336). Aber auch da, wo es sich nicht um typisch dialektische Erscheinungen handelt, geht Keil auf das Sprachgeschichtliche ein. Das Erscheinen des I. Bandes der Inschriften von Pergamon (Berlin 1890) gab ihm Anlaß, in der Berl. philol. Woch. XIII 1893, Sp. 389—396 sich eingehend mit der *κοινή* und ihren mannigfachen Erscheinungsformen zu beschäftigen; als er dann im Hermes XXXI 1896, S. 472—476 die feine Kombination des *Ὄλας ἀνήρ* mit dem *Ὀλατικὸς πόλεμος* vorträgt, nimmt er zugleich Stellung zu den Fragen, welche Glaser in seiner bekannten Gießener Dissertation de ratione quae intercedit inter sermonem Polybii et eum qui in titulis saec. III, II, I apparet (1894) angeschnitten hat.

In Verbindung mit seinen sonstigen Arbeiten hat Keil gleichfalls bald hier, bald dort grammatische Beiträge geliefert: im Hermes XXIII 1888, S. 317 rekonstruiert er eine Hesychglosse; ebda. XXII 1887, S. 642 ff. weist er bei Aristides die Benutzung der Glosse *μάσθλης* nach; mit Hilfe des thessal. Kalenders bestätigt er ebda. XX 1885, S. 630 die kurz zuvor von Kaibel hergestellte Form *Ἀφρείης* und ergänzt, wiederum mit Hilfe einer Kaibelschen Lesung.

auf einem ägyptischen Mumienschild die seltene Form ναύστης (ebda. IL 1913, S. 156). Eine Inschrift gestattet ihm im Hermes L 1915, S. 635 die Korrektur des bei Thukyd. III 103, 3 überlieferten καπάτωνος in καπάρωνος, und ebda. LI 1916, S. 459 ff. werden einige textkritische Bemerkungen zu den Hellenica Oxyrhynchica veröffentlicht. Vor allem aber sind es zwei Gruppen von Fachausdrücken, deren Erklärung Keil nachgeht, einmal die bautechnischen und sodann die antiquarisch-archivalischen Begriffe. Jene haben bereits in der Erstlingsarbeit über die Philonische Bibliothek eine gewichtige Rolle gespielt, nicht minder in den Untersuchungen über den Epidaurischen Tholosbau und die Erneuerung des delphischen Apollotempels. Weiterhin hat Keil in Josef Strzygowskis Buch „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte“ (Leipzig 1903) auf S. 94 f. eine Übersetzung des schwierigen 39. Kap. der XIX. Rede des Gregor von Nazianz, in welchem das Oktogon von Nazianz beschrieben wird, gegeben und sie mit Anmerkungen versehen, die sprachlich und technisch gleich ergebnisreich sind. Dasselbe gilt von der in dem gleichen Werk S. 71 ff. und S. 77 ff. gegebenen Behandlung des Briefes des Gregor von Nyssa an Amphilochius, die Strzygowski zur Grundlage seiner kunsthistorischen Darlegungen machen konnte. Den schwierigen, von den meisten Forschern gemiedenen kleinasiatischen Grabinschriften der Kaiserzeit hat er im Hermes XXXXIII 1908, S. 522 ff. zum Verständnis geholfen, indem er die Bauausdrücke klarlegte, und aus dem Gefühle der Bedeutung gerade solcher Arbeiten hat er in Verbindung mit Ad. Michaelis die Preisaufgabe „Kunstausdrücke der griechischen Architektur“ veranlaßt, die von Heinrich Lattermann mit seiner Dissertation „Griechische Bauinschriften“ gelöst wurde (1908).

Gleichwie Keil diese Fragen nur lösen konnte, weil sich bei ihm sprachliches Verständnis mit großer Sachkunde auf dem Gebiete der Architektur verband, so rangen auch bei seinen Untersuchungen über das öffentliche Leben der Griechen Sprachforschung und Staatsrecht um den Vorrang, so zwar, daß am Anfang zumeist das philologische Problem steht, während die Arbeit ausmündet in eine Erfassung der geschichtlichen Wirklichkeit. In diesem Sinne hat Keil bei Besprechung von L. Beauchet, Histoire du droit privé de la république Athènes (1897) in der Berl. philol. Woch. XIX 1899, Sp. 979—991 die Forderung erhoben, daß zuerst die Rechtssprache, wie sie ausschließlich aus den Inschriften zu lernen sei, festgelegt werden müsse, ehe man an das System herangehen könne. Darum

brachte die zweite Beilage zum Anonym. Argentin. S. 225 ff. — zum Teil anknüpfend an die alte Untersuchung über Antiphon — eine scharf formulierte Darlegung zum athenischen Gerichtswesen, und in der Deutschen Lit.-Zeit. XXII 1901, 787 ff. begrüßt er es, daß Dareste in Verbindung mit Haussoullier eine juristisch und philologisch gleich wertvolle Übersetzung des Isaeus geliefert habe. Die ausgezeichnete Untersuchung über das Formelwesen der griechischen und römischen Graburkunden (Hermes XXXXIII 1908, S. 561 ff.) gestattete ihm, Mommsens Forschungen auf diesem Gebiete erfolgreich zu vertiefen; fast in allen von uns erwähnten epigraphischen Aufsätzen spielen die Untersuchungen über die Sprachformeln und den Sprachgebrauch im öffentlichen Leben eine bedeutsame Rolle, und gerade hierin möchte ich auch eine der charakteristischsten Leistungen Keils in seinem Beitrag „Griechische Staatsaltertümer" (im III. Bande der Einleitung in die Altertumswissenschaft herausgegeben von Gercke und Norden I. Aufl. 1912, II. Aufl. 1914) erblicken. Äußere Gründe, wie die Rücksicht auf die Gesamtdisposition des Werkes, haben Keil leider gezwungen, große Teile seiner Arbeit in der I. Aufl. ungedruckt zu lassen und ihnen nur beschränkt in der II. Aufl. Raum zu gewähren. Ich erlebte persönlich damals die Freude, daß Keil mich an dem Entstehen seiner Arbeit teilnehmen ließ und mir vieles vortrug, was ungedruckt blieb. Daher kann ich es besonders bekräftigen, was übrigens auch aus dem gedruckten Text hervorgeht, daß in der Tat Keil immer den Anfang von der sprachlichen Formulierung — diese im weitesten Sinne des Wortes gefaßt — nahm, und erst wenn er sie glaubte erklären zu können, war für ihn die Bahn frei zum sachlich-historischen Verständnis. Aber auch für dieses war ihm Führer die antike Theorie, wie er sie vor allem in Platons Gesetzen und bei Aristoteles verkörpert fand. Von hier aus muß man sagen, daß Keils Staatsaltertümer im stärksten Gegensatz zu der letzten Behandlung des griechischen Staatsrechts stehen; wohl hat Keil mit voller Verehrung auf Mommsens römisches Staatsrecht geblickt, wohl hat er in einem engen persönlichen Gedankenaustausch mit Paul Laband gestanden; aber von der Überzeugung war er durchdrungen, daß griechisches Staatsrecht nur aus griechischer Anschauung verstanden werden könne. Diese aber lehrte ihn einerseits die Sprache und andererseits die philosophische Theorie kennen.

In zwei Einzeluntersuchungen, die durch den Weltkrieg veranlaßt waren, hat Keil diese seine Methode ausführlich dargelegt. Die Abhandlung πελοποννησιακὸς πόλεμος (Hermes LI, 1916,

S. 441—458) stellt die Formalien zwischenstaatlicher Verträge fest und gelangt durch sprachgeschichtliche Analyse zur Erklärung der Tatsache, daß der Begriff des *πελοποννησιακὸς πόλεμος* erst spät in die Erscheinung tritt. Noch weiter gespannt ist der in den Berichten über die Verhandlungen der Sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig, Philol. Histor. Klasse 68, 1916 veröffentlichte umfangreiche Aufsatz *εἰρήνη* mit dem bezeichnenden Untertitel „eine philologisch-antiquarische Untersuchung". Um eine von Wilamowitz behandelte Stelle des Thuk. IV 118 in Ordnung zu bringen, stellt er zunächst fest, daß bis zum Frieden des Antalkidas das Wort *εἰρήνη* den Friedenszustand, aber nicht den Akt des Friedensschlusses bezeichnet, während für diesen termini wie *σπονδαὶ καὶ ὅρκοι*, *συνθῆκαι καὶ ὅρκοι* üblich sind. Umgekehrt verschwinden diese nach dem Antalkidasfrieden, und das Wort *εἰρήνη* gewinnt die Bedeutung des Friedensschlusses. Noch die letzte Arbeit Keils, die aus seinen nachgelassenen Papieren in den Berichten der philol.-hist. Klasse der Sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig 71, 1919 unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte des Areopags" veröffentlicht wurde, nimmt ihren Ausgangspunkt von einem der Urkundenlehre angehörigen Begriff *ὑπομνηματισμός*, dessen charakteristische Eigentümlichkeiten so klar dargelegt werden, daß Keil in einem beigefügten Exkurs eine einst von mir in meiner Dissertation ausgesprochene Vermutung über O.G.J.S. 262 widerlegen und die von mir genommenen Anstöße aus dem stilistischen Charakter der Inschrift erklären konnte. Gerade dies hat Keils wissenschaftliche Tätigkeit so fruchtbar gestaltet, daß er niemals nach der leider immer mehr zunehmenden Art wissenschaftlicher „Diskussion" apodiktisch mit einem „richtig" oder „falsch" aburteilte, sondern daß er die Gründe wog und nicht eher ruhte, bis er alle Anstöße beseitigt glaubte.

Es ist begreiflich, daß Keil, der den Inschriften so reiche Kenntnisse zu entlocken vermochte, besonders berufen war, den Spuren dieser seiner wissenschaftlichen Arbeit in der Antike nachzugehen. In der Tat gelang es ihm, durch eindringende Analyse von [Plutarchs] Leben der 10 Redner das urkundliche, sich von Krateros' bekannter *ψηφισμάτων συναγωγή* deutlich abhebende Werk eines athenischen Forschers zu rekonstruieren, den er mit dem Periegeten Heliodoros identifizierte (Hermes XXX 1895, S. 199—240). Die zum Teil beachtenswerten Einwände, welche Fr. Drexel (Athen. Mitt. XXXVII 1912, S. 119 ff.) dagegen erhob, sind von Pasquali (Hermes XXXXVIII 1913, S. 165 ff.), eingeschränkt worden, so daß Keils Grundgedanken erhalten bleiben. Nicht

derselbe Erfolg ist Keil beschieden gewesen, als er in einem Straßburger Papyrus Fragmente zur Geschichte des Perikleischen Athen gefunden zu haben glaubte, und er diesen Text, ausgestattet mit einem reichen Kommentar, als Anonymus Argentinensis (Straßburg 1902) herausgab. Durch einen glücklichen Fund konnte Wilcken den Nachweis erbringen, daß die Grundlage von Keils Kombination, nämlich die Vorstellung, daß ein chronologisch geordneter Abriß der Geschichte Athens vorläge, nicht richtig ist; damit brach ein Teil des von Keil errichteten Baues zusammen; allerdings, was auch da noch an Einzelbeobachtungen übrig blieb, war von höchstem Wert, wenn man es auch versteht, daß ein Buch, dessen Grundgedanke sich nicht bewährt hatte, von der Forschung nicht genügend berücksichtigt wurde, und daß auch Keil selbst auf die hier berührten Probleme nicht zurückkam. Doch hat es ihm Freude bereitet, als einer seiner Schüler die von ihm ausgesprochene Hoffnung, den Verfasser und Ursprung des Papyrus festzulegen, erfüllen zu können glaubte.

Soviel nämlich auch von dem Gelehrten Keil zu berichten ist, das Hauptgewicht seiner Tätigkeit legte er unzweifelhaft auf die akademische Wirksamkeit, und diese hat sich so gut wie ausschließlich in Straßburg abgespielt. Fast 25 Jahre war er dort Professor; nachdem er von 1891—1901 das Extraordinariat bekleidet hatte, wurde er am 20. März des letztgenannten Jahres zum ordentlichen Professor ernannt; nach dem Weggang von Ed. Schwartz verband er mit seiner bisherigen Professur und der Direktorstelle des Instituts für Altertumswissenschaft das erledigte Ordinariat für klassische Philologie und die Direktorstelle am philologischen Seminar. Zweimal sind verlockende Berufungen an Keil umsonst ergangen: zuerst nach Halle, sodann nach Göttingen, wohin er auf den Lehrstuhl von Eduard Schwartz berufen wurde; Keil hat sich damals einige Erleichterungen in seiner stark überlasteten Stellung ausbedungen, davon aber nur insofern Gebrauch gemacht, als er nach meiner Übersiedelung nach Straßburg die Direktorstelle des Instituts für Altertumswissenschaft im Jahre 1909 niederlegte, um sie mir anzuvertrauen. Erst die dritte Berufung — nach Leipzig —, die im Oktober 1913 an ihn erging, fand ihn bereit, die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit preiszugeben, wahrlich auch dieses Mal nicht leichten Herzens. Zu einem Teil bestimmte ihn bei diesem Schritt die Erkenntnis, daß er sich bei seiner ganzen Natur aus der Unsumme von Geschäften, die in Straßburg auf ihm lasteten, nur durch einen Weggang befreien könnte; zum andern aber

mußte er sich sagen, daß, wenn einer, so er der gegebene Nachfolger auf dem Lehrstuhl von Hermann Lipsius war. Als er nach Leipzig übersiedelte, sprach er in der Abschiedsstunde von Straßburg den Wunsch aus, seine Schüler möchten ihn doch immer als Straßburger Professor im Gedächtnis behalten. Dem Worte sollte Verwirklichung werden. Nur ein Semester hatte Keil in Leipzig gelesen, als der Weltkrieg seine akademische Tätigkeit lahmlegte; bald stellte sich bei ihm ein schweres Leiden ein, aus dem ihn der Tod am 27. März 1916 erlöste. Am 31. März wurde er auf dem Domfriedhof seiner Geburtsstadt Havelberg beigesetzt; die Worte des Abschieds, die ihm dort von seinen damaligen und früheren Kollegen R. Heinze, O. Plasberg und Enno Littmann gewidmet wurden, sind in einem kleinen Heftchen zusammengefaßt im Druck erschienen. Von seinen Schülern konnte keiner an dem Grabe den Gefühlen der Dankbarkeit Ausdruck verleihen; und das furchtbare Erleben, das uns damals umgab, ließ kaum die ruhige Besinnung zu, als die schmerzliche Kunde von Keils Tode eintraf. Auch hier mußte erst wieder die innere Ruhe einkehren, bis wir uns klar machen konnten, was Keil seinen Schülern bedeutet hat. Aber auch deren Kreis ist nicht mehr geschlossen; die Loslösung Elsaß-Lothringens von Deutschland hat dazu geführt, daß von Keils näheren Schülern ein Teil in der engeren Heimat verblieb und dadurch die unmittelbare Verbindung mit der von Keil gepflegten Wissenschaft verlor. Aber ich bin überzeugt, daß auch diese nicht widersprechen werden, wenn ich Keil geradezu als das Muster eines akademischen Lehrers bezeichne; mag von den wissenschaftlichen Arbeiten Keils nicht jede gleichen Wert haben, manche vielleicht auch überholt sein, wie er ja selbst am besten wußte, daß Arbeiten auf dem Gebiete der Epigraphik schnellem Veralten ausgesetzt sind (Deutsche Lit.-Zeit. XXVIII, 1907, S. 681 f.), in der dankbaren Liebe seiner Schüler lebt die Persönlichkeit des verehrten Lehrers fort.

Die große Wirkung, die von Keil ausging, beruhte auf der unverwüstlichen Frische seines Wesens, dem das Professorale so völlig fern lag; hatte doch Keils Natur geradezu etwas herzhaftderbes. Er stand mit beiden Füßen im Leben und ward so seinen Schülern nicht allein ein Führer in die von ihm gepflegte Wissenschaft, sondern auch hinein ins Leben der unmittelbaren Wirklichkeit. Zu arbeiten auch für dieses, war ihm eine liebe Aufgabe. Lange Jahre war er Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungsbehörde zu Straßburg, und er hat dieses Amt mit einer solchen Liebe verwaltet, daß er es trotz aller der mit der Verwaltung ver-

bundenen Hemmnisse ausübte, bis er von Straßburg schied. Und wenn oft Tag und Abend mit der Erledigung laufender Amtsgeschäfte ausgefüllt waren, und erst die späte Nachtstunde Muße zu wissenschaftlicher Arbeit gewährte, so litt sie doch nicht darunter; denn die Nacht war für Keil lang. Man konnte zu den ungewohntesten Stunden an Keils Wohnung in der Ruprechtsauer Allee vorübergehen und sah dann oft die Lampe in seinem Studierzimmer brennen, das er liebevoll ausgestattet und mit einer prächtigen Bibliothek versehen hatte. Da lagen die corpora der griechischen Inschriften vor ihm aufgeschlagen; denn immer wieder las er sie durch, um sich die Typen zu vergegenwärtigen; er achtete auf dies und jenes — aber einen Zettelkatalog stellte er nie her aus demselben Gefühl heraus, aus dem er die Handbücher verachtete!

Aber auch von den wissenschaftlicher Arbeit gewidmeten Stunden schenkte er ein gut Teil den Schülern, die niemals bei ihm einen fertigen Stoff überliefert bekamen, sondern den harten Weg der wissenschaftlichen Forschung mit ihm gehen mußten. Dafür war er ihnen ein gütiger Helfer und Berater bei der Abfassung ihrer wissenschaftlichen Erstlingsschriften. Selbstverständlich begrüßte er es, wenn ein Schüler eigene wissenschaftliche Pläne vor ihm ausbreitete; aber in andern Fällen griff er energisch ein, um den Wert einer wissenschaftlichen Arbeit zu sichern. Indem sich auf diese Weise der Lehrerfolg immer mehr erweiterte, konnte Keil zusammen mit seinem Kollegen Reitzenstein daran gehen, die dissertationes philologicae Argentoratenses selectae wiederaufleben zu lassen, und damit der Mit- und Nachwelt wenigstens im Ausschnitt ein Bild von der wissenschaftlichen Arbeit zu geben, welche damals im Straßburger philologischen Seminar geleistet wurde.

Aber Keils Wirkung ging über das philologische Seminar hinaus. Gleichwie er jahrelang im Institut für Altertumswissenschaft mit dem größten Erfolge historische und quellenkritische Übungen leitete, hat er auch engste Fühlung mit der Archäologie gehalten. Durch seine Arbeiten vielfach auf archäologische Probleme geführt, hat er in Adolf Michaelis den von ihm hochverehrten Kollegen gefunden, dem er menschlich und wissenschaftlich sich zu gleichem Dank verpflichtet fühlte. Die edle Erscheinung dieses Gelehrten, der einen kleinen, aber um so hingebenderen Kreis von jüngeren Forschern um sich versammelte, hat auch Keil, der ihm in rührender Liebe dankte und huldigte, ganz in seinen Bann geschlagen. Auf Keils Anregung geht wohl die Adresse zurück, die Adolf Michaelis am 22. Juni 1905 zum 70. Geburtstag überreicht wurde, ihm hat

er am 15. August 1910 die tiefempfundene Grabrede gehalten, und unter seiner und F. Winters Leitung erschien die Schrift, welche die wissenschaftliche Gesellschaft zu Straßburg Adolf Michaelis zum Gedächtnis im Jahre 1913 veröffentlichte. In ihr ist Keils Grabrede auf Michaelis S. 17—23 abgedruckt.

Michaelis ist es auch gewesen, der zum mindesten in den späteren Jahren den Mittelpunkt des Kreises engerer Fachgenossen bildete, die sich als Straßburger Graeca am 24. Januar 1893 in Kießlings Hause zuerst zusammengefunden hatten. Auch Keil hatte bereits an der Gründung teilgenommen, und er ward dazu berufen, zum zehnjährigen Jubiläum, das am 20. Januar 1903 in Michaelis' Hause gefeiert wurde, die „ungeschriebenen Gesetze" der Graeca zusammenzustellen. In ihrer Verbindung von sonniger Lebensfreude und tiefer Hingabe an die Wissenschaft spiegeln sie Keils eigene Art so recht wieder, der bei der Lektüre ein gewaltiges Wissen ausbreitete und in der frohen Stunde der Nachsitzung seinen Humor sprudeln ließ, der aus reinem Herzen kam; denn Keil war ein Mann sonder Arg, dem man jedes Vertrauen schenkte.

Keil ist zu früh für die Seinen, zu früh für seine Schüler, zu früh aber auch für die Wissenschaft gestorben; nicht nur, daß er im einzelnen noch viel zu sagen hatte, sondern vor allem auch, weil er durch sein Wirken lehrte, wie durch methodische Forschung, die vom einzelnen Objekt ausgeht, der Weg zu gesicherter Erkenntnis des Ganzen gefunden wird. Mag es auch nicht der einzige Weg sein, so ist es doch sicher der Weg, dem wir uns am ruhigsten anvertrauen dürfen, wenn uns ein Meister führt, wie Keil es gewesen ist.

Adolf Kaegi.

Geb. 30. September 1849, gest. 14. Februar 1923.

Von

Eduard Schwyzer in Zürich.

Ein Name, ungleich bekannter als der manches hervorragendern Philologen und vielleicht ebenso tüchtigen Schulmannes, bei der Großzahl derer, die seit vierzig Jahren Griechisch gelehrt und gelernt haben, vorab im deutschen Sprachgebiet. Die Wörter Griechischunterricht und Adolf Kaegi gehören zusammen; aber das Wirken des Gelehrten und Lehrers hat sich nicht in seinen Büchern für den griechischen Unterricht erschöpft.

Kaegis **Lebenslauf** ist einfach, wie es das Leben eines schweizerischen Gelehrten, der in seinem Heimatlande wirkt und wirken bleibt, gemeinhin sein wird. Im Holderbaum bei Bauma im Züricher Oberland, im waldigen Tösstal, erblickte er das Licht der Welt als Sohn bodenständiger Eltern, die im Dorfe, der Vater als tüchtiger Volksschullehrer und aufrechter Mann, eine geachtete Stellung einnahmen. Auch dem Wesen nach ein Sonntagskind, verlebte Adolf Kaegi (so hat er sich immer geschrieben, „auch auf die Gefahr hin in Norddeutschland Ka-ëgi genannt zu werden“, nicht Kägi) eine einfache, aber frohe Jugendzeit; auch später noch brach bei ihm trotz aller Strenge gegen sich und andere leicht jugendliche Heiterkeit hervor. Aber der Knabe wurde auch früh zu ernster Arbeit und frommem Sinn erzogen. Neben dem Besuch der dreijährigen Sekundarschule (7.—10. Schuljahr) in Bauma ging die Einführung in die alten Sprachen einher durch Pfarrer C. Wirz-Breitinger in Wildberg, einem von Bauma zwei und eine halbe Stunde entfernten Pfarrdorf. So konnte Kaegi im April 1865 in die seinem Alter entsprechende vierte Klasse der Gymnasialabteilung der Kantonsschule in Zürich aufgenommen werden; das Pensum von drei Latein- und zwei Griechischjahren hatte er im Privatunterricht bewältigt. Es war ein guter Jahrgang, mit dem er zusammen kam; der Klasse gehörten neben anderen an Eugen Huber, der spätere hervorragende schweizerische Rechtslehrer, Rechtshistoriker und

Gesetzgeber, Alfred Kleiner, der spätere Mediziner und Physiker, Moritz Schröter, später Professor der theoretischen Maschinenlehre in München, und Otto Stoll, der spätere Mediziner und Ethnograph. Die Schülerfreundschaft der „Klassiker“ blieb auch dauerhaft fürs Leben; noch als Septuagenarii und darüber trafen sich einige der einstigen Jugendgenossen jeden ersten Montag im Metropol in Zürich. Kaegi fand auch anregende Lehrer; er nennt neben den Philologen Johannes Frei, Heinrich Schweizer-Sidler und Anton Salomon Vögelin (dem Vater des bekannten politischen Professors Friedrich Salomon V.), auch den originellen Geschichtslehrer Heinrich Grob.

Im Herbst 1868 konnte der junge Mann nach wohlbestandener Maturität an die Züricher Hochschule übergehen. Er war von seinem Vater und dessen Beratern zum Theologen bestimmt worden, wie sein einziger, zwei Jahre älterer Bruder Johann Jakob (nachmals Leiter der Diakonissenanstalt Riehen bei Basel), mit dem er im Pensionat der evangelischen Gesellschaft in Zürich Wohnung gefunden hatte. So war er zunächst an der theologischen Fakultät eingeschrieben, hörte aber nur im ersten Semester eine theologische Vorlesung bei dem Privatdozenten Ernst Wörner, der sich auf Veranlassung der evangelischen Gesellschaft als Vertreter der positiven Richtung habilitiert hatte[1]). Kaegis Hauptlehrer waren in Zürich in klassischer Philologie und Archäologie Konrad Bursian (bis Herbst 1869 in Zürich) und dessen drei Nachfolger, Arnold Hug (besonders für Griechisch), Eduard Wölfflin (zunächst als Extraordinarius, besonders für Lateinisch) und Otto Benndorf (besonders für Archäologie), in alter Geschichte und römischen Staatsaltertümern Max Büdinger, in Sanskrit und vergleichender Sprachwissenschaft und Germanistik Heinrich Schweizer-Sidler; der angehende Indologe trieb auch Englisch bei Behn-Eschenburg. Vom ersten Semester an außerordentliches Mitglied des philologisch-pädagogischen Seminars (so hieß damals und noch lange nachher das Seminar für klassische Philologie), hielt er im Belegen von Vorlesungen Maß; mußte doch der Stipendiat außer für eigene Arbeit auch für die Privatstunden Zeit erübrigen, mit deren Ertrag die Brüder die Last der Eltern erleichterten; und doch fand er wieder Zeit, sich auch an Übungen über entlegenere Gebiete wie Paläographie, Epigraphik, Numismatik zu beteiligen. Trefflich begabt und ungewöhnlich fleißig und doch auch ein frohgemutes Mitglied

---

[1]) Vgl. über diesen „empirischen Biblizisten“ G. von Schulthess-Rechberg in der Festgabe zur Einweihung der Neubauten [der Universität Zürich]. Zürich 1914, S. 121—23.

des Studentengesangvereins, dessen Ansprüche an die Mitglieder damals noch bescheiden waren, meldete er sich nach fünf Semestern zur sogenannten Diplomprüfung für das höhere Lehramt, dem Züricher Staatsexamen. Jetzt sind acht Studiensemester Vorbedingung; damals wurden in der Regel deren sechs verlangt; Kaegi bat um frühere Zulassung, „um“, wie er in seinem Gesuch ausführte, „ein Wintersemester für Vervollkommnung und Fortsetzung seiner Studien auf deutschen Universitäten zu gewinnen“; er wünschte außer in den obligatorischen Fächern (griechische und lateinische Sprache und Literatur mit Realien und alter Geschichte) auch in dem fakultativen Fache „Sanskrit und Sprachvergleichung“ geprüft zu werden. Er hatte sich auf Anregung Bursians und Benndorfs eingehend mit der antiken Homererklärung, dann auch mit den Lyrikern und der Anthologie (samt den metrischen Inschriften) befaßt, auch einige Seminararbeiten aus diesem Bereiche geliefert, einmal auch die homerischen Spuren bei Sophokles genau verfolgt; aber als Diplomarbeit legte er eine Abhandlung über alte Geschichte vor, die Büdinger trotz formal-stilistischer Mängel als von „bleibendem wissenschaftlichem Wert“ und als Dissertation geeignet erachtete; sie wurde auch bald von Fleckeisen für seine Jahrbücher angenommen. An der im übrigen tadellosen Klausurarbeit über eine Ode des Horaz vermißte Benndorf Eingehen auf poetische Schönheiten, individuellen Ausdruck und Ideen; dem spätern *γραμματικώτατος* entging in der auf Diktat geschriebenen Übersetzung ins Griechische eine Akzentbesonderheit. Doch zeigt das Diplom, das Kaegi zu Ende des Sommersemesters 1871 erhielt, fast überall die höchste Note; nur im freien Vortrag, der damals die Stelle der spätern Probelektionen einnahm, erscheint die zweite Stufe der der höchsten Note (damals Ib).

Schon hatte Kaegi auch sein pädagogisches Geschick erprobt, indem er als Vikar an der Züricher Kantonsschule Vergil erklärte. Aber erst nach einigen Wanderjahren sollte er dorthin zurückkehren. Zunächst bot sich ihm eine Hauslehrerstelle in einer vornehmen Familie. Das Jahr, während dessen der junge Lehrer Otto Wesendoncks Söhne auf das Vitzthumsche Gymnasium in Dresden vorbereitete (von August 1871 bis Februar 1872 in Zürich in der aus Richard Wagners Leben bekannten Villa, von da ab bis Oktober 1872 in Dresden), war reich an Anregungen verschiedenster Art, vermittelte dem aus einfachen Verhältnissen Kommenden die Bekanntschaft feingebildeter, wahrhaft vornehmer und bedeutender Menschen, entwickelte Kaegis eigene Persönlichkeit.

Wohl im Anschlusse an seine Hauslehrertätigkeit öffneten sich dem werdenden Gelehrten noch zwei Studienjahre, um so reicher an Früchten, als er sich nun ohne Examenrücksichten seinen Neigungen hingeben konnte; dazwischen fällt ein zweiter Aufenthalt im Hause Wesendonck im Winter 1873/4. Zwei Semester (1872/3) führten Kaegi zunächst nach Leipzig. Da stand ihm die vergleichende Sprachwissenschaft im Vordergrunde; im Umfange der Schleicherschen Chrestomathie wolle er sich mit den indogermanischen Sprachen vertraut machen, schrieb er von Leipzig aus an Schweizer-Sidler; er ist damals auch ans Altiranische und ans Altirische gegangen. Sein Hauptlehrer in Leipzig war Georg Curtius, dessen Art er sich verwandt fühlte, an dessen grammatischer Gesellschaft er teilnahm, dem er auch persönlich nahekam; er arbeitete aber auch in der Sozietät Friedrich Ritschls, der, wie Kaegi später zu erzählen liebte, keinen als seinen Schüler betrachtete, dem er nicht einmal in seinen Übungen gehörig klar gemacht hatte, daß er noch auf der sokratischen Anfangsstufe des Wissens stehe. August Leskien förderte Kaegi auch außerhalb seiner offiziellen Stellung (als Vertreter des Litauischen und Slawischen); ihm dankte Kaegi die erste Einführung in die indischen Kommentare und Grammatiker. Ex officio trieb Kaegi Sanskrit bei Hermann Brockhaus und Ernst Kuhn. Wohl engere Beziehungen als zu den meisten Leipziger Genossen gewann er zu den Freunden der Tübinger Zeit (Sommersemester 1874 und Wintersemester 1874/5). Tübingen war damals die hohe Schule für die altarischen Studien; junge Gelehrte aus aller Welt kamen zu Rudolf Roth, dem genialen Schwaben, um seine Veda- und Avestaexegese an der Quelle kennen zu lernen, auch seine allgemeine Religionsgeschichte zu hören. Ich kann mir nicht versagen, hier die warmen Worte anzuführen, mit denen Charles R. Lanman fast neun Lustren später seinem Freunde Kaegi jene schöne Vergangenheit und die eindrucksvolle Gestalt des gemeinsamen Lehrers wieder vor Augen gestellt hat: For well nigh half a century the group-photograph of Rudolph Roth's Veda-class at Tübingen has hung over the fire-place in my study. It was taken March 15, 1875, and includes, besides you, — my dear old friend Kaegi, — the pictures of Karl Geldner, Richard Garbe, Bruno Lindner, A. Z. Collin (of Sweden), and myself. We had already been fellow-students for nearly a twelvemonth under Roth. Surely, it is more than a matter of merely personal interest to recall that great teacher. What wonderful learning was his! absolutely free from pedantry, and always controlled by downright common-sense. What clarity of

thought and of expression! „Glanzvolle Erklärung bei Roth of Rigveda 10. 31, the blessedness of the godly man“, reads my note-book for Jan. 26, 1875. A scholar he was, but withal a man. Urwüchsiger Schwab, and proud of it. But with what true urbanity, and charming bonhomie! And a genuine patriot. Had he lived to the autumn of 1914, I believe his heart would have broken. My first meeting with you was, I think, on the occasion of a delightful excursion, April 30, 1874, when Roth took you and me with Dr. Collin to hunt for „Schwedische Schanzen“ on the Filzenberg in the Schwäbische Alb. And what a dinner at the Sign of the Lamb in Thalheim. A Bauer-friend (friend, nota bene) of Roth's at Öschingen had sent word to the Lamb of our coming. No easy telephone message, but a real live messenger! There was a wedding that day in the village, and a fat ox had doubtless fallen victim. And—we were, oh, so hungry and thirsty.

And the back-ground for the memories of those glorious days was the house of Buchbinder Gottschick. Man and wife I saw hale and hearty in July, 1914. The house was perched high sloft on the city-wall of Tübingen, right under the Carcer in the Eckturm of the Schloss, and looking out over the Neckar and the Alb. There you and I lodged, took our coffee, talked, drank Schmollis, heard the jeers of boozy students from the Carcer, the cries of „Jockele spé-e-é-e-ér“ as the loggers drove their rafts down the Neckar, and, from the spire of the Stiftskirche at midday, the solemn tones of the trumpets with chorals that took us back to the days of Martin Luther. And there, oh joy, we studied. There we dreamed great things. Ther you filled me with hopeless emulation of your learning.

Am Ende des ersten Leipziger Semesters hatte Kaegi auf Grund seiner Diplomarbeit über spartanische Geschichte, deren Druck schließlich auch noch durch einen Setzerstreik verzögert wurde, von der Universität Zürich die Würde eines Dr. phil. erhalten — in absentia, wie dies damals noch möglich war (am 8. März 1873); in der handschriftlichen Vita, die schon ganz die späteren festen, regelmäßigen Züge aufweist, dankt er jetzt aus vertiefter Kenntnis heraus ganz besonders „Schweizero, studiorum patri optimo, qui singulariter de me meritus est“. Kaegis Weiterbildung hatte über die Tätigkeit eines Gymnasiallehrers, auf die er sich zunächst vorbereitet hatte, hinausgeführt. Der Gedanke an die akademische Laufbahn hatte deutlichere Gestalt angenommen; damals, als sich eine Universität nach der anderen dem neuen Fache „Sanskrit und

Sprachvergleichung“ öffnete, konnte, wer wagte, viel leichter gewinnen, als in den Jahren nach 1880. Von Dresden aus waren bereits die ersten Schritte erfolgt zu einer Habilitation in Prag, wo dem Bewerber sein alter Züricher Lehrer Otto Benndorf von Wien her die Wege bereitete. Weshalb der Plan nicht weiter geführt wurde, ob er schon vor der Tübinger Zeit aufgegeben war, ließ sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls zögerte Kaegi nicht, einen greifbaren Vorschlag anderer Art anzunehmen, der ihm aus der Heimat wurde, eine Hilfslehrerstelle am Züricher Gymnasium mit Aussicht auf feste Anstellung, die ihm sein alter Lehrer Joh. Frei im Februar 1875 anbot.

Mit Feuereifer ging Kaegi zu Beginn des neuen Schuljahres im April ans Werk, erst als Lateinlehrer, bald, seit 1877 auf die übliche Amtsdauer definitiv angestellt, als Nachfolger von J. G. Baiter und Vögelin ausschließlich Griechisch unterrichtend. Der Plan einer Habilitation blieb bestehen, umsomehr, als das Tübinger Vedastudium eine sichtbare Frucht gezeitigt hatte, Kaegis Anteil an den „Siebenzig Liedern“; auf Herbst 1875 habilitierte er sich an der Universität Zürich für Sanskrit und Sprachvergleichung und klassische Philologie; Schweizer-Sidler überließ dem jungen Mitarbeiter von Anfang an den Veda und die griechische Grammatik.

18 Jahre blieb Kaegi in seiner Doppelstellung an Gymnasium und Universität; sie waren recht eigentlich Kaegis große Zeit. Das Schwergewicht lag auf der Seite der Schule, der er sich mit vollem Einsatz seiner starken Persönlichkeit widmete, in der er auch intensiver und extensiver wirken konnte, als in seinen Universitätsfächern; die wissenschaftliche Arbeit setzte er fort in nach und nach weitere Kreise ziehenden Vorlesungen und Übungen, in Arbeiten zum Veda und zur indogermanischen Altertumskunde (an dieses Gebiet hatte ihn zuerst Schweizer-Sidlers Germania-Vorlesung herangeführt). Aus dem Wirken des begnadeten Lehrers ist auch die literarische Tätigkeit erwachsen, die schließlich seine einzige werden sollte, das griechische Unterrichtswerk; nach langer Vorbereitung erschien 1884 die griechische Grammatik zum erstenmal. Der Verfasser war seit Frühjahr 1883 außerordentlicher Professor an der Universität Zürich mit Lehrauftrag für Sanskrit und griechische Sprache und Literatur (die Universität Zürich kennt den bloßen Titel eines außerordentlichen Professors nicht), führte aber daneben seine Tätigkeit am Gymnasium weiter. Er hatte sich inzwischen auch verheiratet; am 1. Oktober 1878 hatte er zu glücklichem Ehebunde die Tochter des Pfarrers zu Affoltern am Albis heimgeführt, Caroline

Denzler, aus alter Züricher Familie; die Beziehungen zu angesehenen altzürcherischen Familien, in die er durch sie trat, ließen ihn 1887 auch das Bürgerrecht der Limmatstadt erwerben. Der knappen staatlichen Besoldung half nach die Aufnahme von Pensionären in den jungen Haushalt, der für erzieherische Einwirkung und geistige, besonders auch musikalische Anregung bürgte (die Wanderjahre, besonders der Aufenthalt im Wesendonckschen Hause, haben Kaegi auch für diese Aufgabe vorbereitet); es waren meist Schüler höherer Lehranstalten, die jene Zeit in dankbarer Erinnerung behielten; auch ein späterer Bundespräsident der schweizerischen Eidgenossenschaft wohnte als Gymnasiast bei Kaegi. Für alle bot in den achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts ein eigenes Haus in Zürich-Hottingen Raum; später lebte die Familie — zwei Töchter und ein Sohn waren den Eltern beschert — für sich in dem geräumigen zweiten Stockwerk eines Mehrfamilienhauses in Zürich-Enge, das an Stelle des früheren Einfamilienhauses getreten war. Die Zeit, die Ämter, literarische Tätigkeit, Familie übrig ließen, war reichlich ausgefüllt durch Teilnahme an Kirche und Schule (sechs Amtsdauern lang war Kaegi Laienmitglied der kantonalen Kirchensynode, kürzere Zeit Mitglied der städtischen Schulpflege), durch allerlei Vertrauensstellungen (z. B. Vormundschaftsangelegenheiten, die gewissenhaft und geschäftskundig besorgt wurden) und durch die Pflege edler Geselligkeit, insbesondere der Musik (als langjähriges Aktivmitglied des Männerchors, in dem sich viele Freunde aus dem Studentengesangverein wieder fanden). Nahe stand er der Stadtbibliothek Zürich, deren Konvent er lange Jahre angehörte, bis sie 1915 mit der Kantonal- und Universitätsbibliothek zur Zentralbibliothek vereinigt wurde. 1888—1890 bekleidete er das zweijährige Dekanat seiner Fakultät.

So vergingen in Arbeitskraft und Arbeitsfreude bei steigenden äußeren und inneren Erfolgen nochmals zehn Jahre vom Extraordinarius an, bis Kaegi ganz an die Universität übergehen konnte; auf April 1893 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt für „Sanskrit, indogermanische und klassische Philologie". Auf eine Anfrage von Bern hatte er sich vor Jahren nicht eingelassen; aber eine volle Tätigkeit an der heimischen Universität war nicht möglich, solange sein alter Lehrer Heinrich Schweizer-Sidler, ob auch durch die abnehmende Sehkraft stark behindert, mit jugendlicher Frische wenigstens noch einen Teil seiner Lehrtätigkeit ausübte. In Kaegis zu spätem Übergang zu ausschließlich akademischer Tätigkeit liegt eine Tragik; einerseits kam er nicht mehr los von

der literarischen Produktion, die in seinem Gymnasialunterrichte wurzelte, andererseits war die achtzehnjährige aufreibende Doppelstellung mit beschränkten Ferien nebst allem anderen auch für Kaegis Chalkenteros-Natur schließlich zu viel gewesen; dazu kam jetzt noch die Nötigung, an der Universität das große Gebiet in vollem Umfange zu vertreten, alte Studien wieder aufzunehmen. Und Kaegi war nicht der Mann, sich seine Pflicht leicht zu machen. Aber schon in den neunziger Jahren zeigten sich einzelne Spuren einer gestörten Gesundheit, und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts mußten wiederholte Kuren die Arbeitskraft zu kräftigen suchen. Kürzere und längere Beurlaubungen machten sich nötig; 1901 mußte er das Sommersemester, 1905/6 den größten Teil des Wintersemesters opfern; aber auch ein ganzjähriger Urlaub, den er 1907/8 auf Wunsch der Behörde nahm, um das Übel an der Wurzel zu fassen, blieb auf die Dauer wirkungslos; zu voller Ruhe ließen ihn freilich sein Arbeitseifer und die drängenden literarischen Verpflichtungen nicht kommen. So bot der Ordinarius gerne die Hand, als im Frühjahr 1909 dem seit 1902 habilitierten Privatdozenten Eduard Schwyzer von den Behörden ein Extraordinariat angeboten wurde als vorläufiges Entgelt für die Ablehnung einer Anfrage von auswärts. Mit etwas eingeschränkter Verpflichtung hat Kaegi nochmals griechische Grammatik und Dialektinschriften und Homer gelesen, noch eine Anzahl von Semestern Sanskrit-Elemente und -Lektüre und lateinische und griechische Stilübungen durchgeführt, bis er sich schweren Herzens zum vollständigen Rücktritt entschloß auf das Frühjahr 1912; die Ärzte hatten erklärt, seine Nerven erlauben es nicht mehr, ein ganzes Semester ohne Unterbrechung durchzuhalten. Allerlei schon früh gemachte Beobachtungen im Schul- und Universitätsleben, so führte er damals in einer Abschiedsrede beim Semesteressen aus, hätten ihn gelehrt, die Konsequenz aus seiner verminderten Leistungsfähigkeit zu ziehen, statt sich weiter mit Palliativen zu helfen. Gleichzeitig wurde das Ordinariat mit etwas veränderter Umschreibung, tatsächlich ziemlich in gleichem Umfang dem bisherigen Extraordinarius Schwyzer übertragen. Kaegis Hoffnung, noch als Honorarprofessor hie und da lesen zu können (die Fakultät hatte ihn vorgeschlagen), ging freilich zunächst nicht in Erfüllung; erst 1914, nach Neuordnung der einschlägigen Bestimmungen, wurde Kaegi zum Honorarprofessor ernannt (in Zürich nur eine Ehrenstellung für gewesene Professoren); als solcher hat er noch für acht Semester indologische Vorlesungen und besonders Übungen angekündigt und teilweise abgehalten; im Sommersemester

1916 vertrat er den beurlaubten Professor Hitzig sogar im Seminar und als Präsident der Diplomprüfungskommission (wie 30 Jahre vorher den erkranken Arnold Hug).

Seinem Lehrer Schweizer-Sidler hat Kaegi zeitlebens Dankbarkeit und Verehrung bewahrt, wenn auch die lange Wartezeit eine gewisse Spannung hervorgerufen hatte; ein nahes Freundschaftsverhältnis verband ihn mit seinen nächsten Kollegen, dem Archäologen und Philologen Hermann Blümner, in Zürich seit 1877 als Nachfolger Diltheys (s. O. Waser oben 1921, Bd. 190 B., S. 1—44), und dem Philologen Hermann Hitzig, der 1886 Arnold Hugs Nachfolge angetreten hatte (s. O. Waser oben 1922, Bd. 194 B., S. 11—23), sowie mit dem Universalhistoriker Gerold Meyer von Knonau, dem Nachfolger Büdingers. Auch mit Kollegen anderer, besonders schweizerischer Universitäten, so Eduard Müller-Hess in Bern und Jacob Wackernagel in Basel, unterhielt er freundschaftlichen Verkehr. Gerne hat Kaegi auch nach dem Rücktritt den Zusammenhang mit der Fakultät gewahrt zur Freude der Aktiven. Er fehlte an keinem offiziellen oder inoffiziellen Anlaß, wenn es seine Gesundheit erlaubte; gewissenhafter als jüngere Kollegen nahm er es mit der Teilnahme an einem wöchentlichen „Opfermahl" oder „Symposion" eines kleineren Kreises von Fakultätsmitgliedern und zugewandten Orten. Er war auch sichtlich darauf aus, auch als „alt Professor" der Gesamtheit noch zu dienen; er wollte kein ἄχϑος ἀρούρης sein, wie er mit kleiner Modifikation eines Dictums von Hermann Hitzig zu sagen liebte. Die Mitgliedschaft des Vorstandes der Freien Schule in Zürich, die auch seine Kinder besuchten, hatte er zwar 1910 aufgegeben (15 Jahre war er Vorstandsmitglied, 12 Jahre Präsident). Auch die Präsidentschaft und Mitgliedschaft der neutestamentlichen Sektion der Kommission für die Revision der Züricher Bibelübersetzung (seit 1907) hat er 1911 niedergelegt. Aber bis fast ans Ende hat er, was ihm an Kraft blieb, für zwei öffentliche Institutionen eingesetzt. Seit 1903 gehörte er dem Vorstande der seit 1901 bestehenden „Witwen-, Waisen- und Pensionskasse der Professoren der Universität Zürich" an; 1905 wurde er dessen Präsident; geschäftskundig und gewissenhaft hat er bis 1921 den Vorsitz geführt. Dem großen Unternehmen des schweizerischen Idiotikons, dem Wörterbuche der schweizerdeutschen Mundarten, das Friedrich Staub aus den Anregungen Schweizer-Sidlers heraus seit 1862 vorbereitete, hatte schon der Gymnasiast seine Liebe geschenkt; in den Ferien sammelte er Stoff aus der lebendigen Rede des Volkes seiner engeren Heimat und exzerpierte

besonders Werke des Züricher Volksdichters Jakob Stutz und des Berners Jeremias Gotthelf; als junger Dr. phil. war er eine Zeitlang auf dem Bureau des Unternehmens beschäftigt. Nach vielen Jahren knüpfte er nochmals sichtbare Beziehungen zu dem Werke, dessen mähliches Fortschreiten er all die Jahre teilnehmend verfolgt hatte, als Mitglied des leitenden Ausschusses seit 1901. Nach Oberst Ulrich Meisters Tode ließ er sich für das Präsidium gewinnen, das er während schwieriger Kriegs- und Nachkriegsjahre umsichtig und gewissenhaft, allerlei Schwierigkeiten versöhnlich und gerecht begegnend, geführt hat schier über seine Kraft (1917—1922).

Kaegi gehörte nicht zu den „Reiseprofessoren“, erst recht nicht zu deren species Alpina; schon früh mußte er der Augen und auch des Gangwerkes wegen auf die Teilnahme an den Schülerreisen des Gymnasiums verzichten. Die weiteste und längste Reise, die ihm vorgeschlagen war, hätte seinem Leben vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben; sie kam aber aus äußeren Gründen nicht zustande: Georg Bühler, der führende Indologe und Organisator des Unterrichts in Indien, verzichtete auf seine Absicht, Kaegi für die „Indikopleusten“ zu gewinnen, als er sah, wie starke und dabei ganz persönliche Bande ihn an Zürich fesselten; Verlobte gehen nicht mehr nach Indien, entschied damals, zwischen „Schimpf und Ernst“ die Mitte haltend, der Meister, der sich eben selbst in Zürich gebunden hatte. Dagegen hat Kaegi immer gerne teilgenommen an den Jahresversammlungen des schweizerischen Gymnasialvereins, auch nie gezögert, zur Sache das Wort zu ergreifen; einigemal hat er die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner besucht (Karlsruhe, Dresden, Straßburg), daneben die internationalen Orientalistenkongresse in Genf und in Paris. In jüngere Jahre fiel eine Reise nach London (Britisches Museum); mit besonderer Freude erzählte er von einer Italienreise mit seiner Frau in den neunziger Jahren. Wiederholt verbrachte er schöne Frühlingstage am Vierwaldstättersee.

Die Behaglichkeit des Otiums ließ die an sich kräftige Konstitution nach und nach wieder erstarken, wurde aber jäh gebrochen durch den frühzeitigen Tod des jungverheirateten Sohnes, der als praktischer Jurist bereits eine leitende Stellung in der schweizerischen Unfallversicherung einnahm; er fiel im Militärdienst der Grippeepidemie von 1918 zum Opfer. Von diesem Schlage haben sich die Eltern nicht wieder erholt, so viel Freude ihnen die ebenfalls verheirateten Töchter und ihre Familien bereiteten.

Als einen Höhepunkt im Alter würdigte Kaegi die Feier

seines siebenzigsten Geburtstages, die am Tage selbst im kleinen Kreise von Fakultätsmitgliedern, Vertretern der Behörden, Freunden und Verwandten stattfand. Eine bleibende Erinnerung war die Festgabe, die ihm dabei überreicht wurde[1]). Zwanzig Freunde, Kollegen und Schüler aus dem In- und Auslande hatten sich dazu zusammengetan mit Arbeiten, die alle eine wissenschaftliche oder persönliche Beziehung zu dem Jubilar zum Ausdruck brachten. Der Apell an die dringend notwendige Unterstützung weiterer Kreise hatte fast überraschend dargetan, wie warme Sympathien Kaegi nah und fern genoß.

„Möge Ihnen, hochverehrter Herr Kollege, Gott Savitar noch recht lange einen Tag des Wirkens heraufführen, die Schatten schweren Leidens siegreich zu bestehen“: so hatte der Glückwunsch der Fakultät ausgeklungen. Er bewahrheitete sich auch noch einige Zeit; noch kamen neue Auflagen der Grammatiken und Übungsbücher, des Homerwörterbuches, noch führte Kaegi seine Präsidentschaften fort. Aber zu den schweren Nerven- und Zirkulationsstörungen, zur Herzschwäche gesellte sich die beginnende Erblindung. Nach monatelangem Krankenlager im Sommer 1922 verkaufte Kaegi den immer noch bedeutenden Rest seiner großen und wertvollen Bibliothek, aus der er im Laufe der Jahre schon manches Stück der Züricher Stadt- und Zentralbibliothek geschenkt hatte, nach Amerika[2]) und bezog zugleich eine ruhigere Wohnung in Rüschlikon am rechten Ufer des Zürichsees. Im Fahrstuhl konnte er, umgeben von der Liebe seiner Gattin und einer in einem Nachbardorfe wohnhaften Tochter, noch schöne Herbsttage genießen; Vorlesen und Gesang, ein bis zuletzt ungeschwächtes Gedächtnis erleichterten ihm das Ende des Leidensweges, das er am 14. Februar 1923 in christlicher Ergebung erreichte.

Höher als seine literarische Produktion wertete Kaegi selbst seine **Lehrtätigkeit** an Schule und Universität. Am Züricher Gymnasium ist er bald der Griechischlehrer *κατ' ἐξοχήν* geworden, in einer bevorzugten Ausschließlichkeit, die heute nicht mehr gestattet würde. Angeborenes Lehrtalent, vielseitige Kenntnisse, Strenge in den Anforderungen an sich selbst und an die

[1]) Festgabe Adolf Kaegi von Schülern und Freunden dargebracht zum 30. September 1919. Frauenfeld 1919, Druck von Huber & Co. VII, 243 S.

[2]) Ein Teil im Catalogue of Books in Classical Philology ... including critical editions etc. forming the library of Prof. A. Kaegi of Zürich. New York, G. E. Stechert 1922.

neuen Hypothesen, die an Stelle von durch die Tradition geheiligten Erklärungen treten sollten, begegnete Kaegi mit Mißtrauen (im Gegensatz zu Schweizer-Sidler, der noch in seinen letzten Jahren ohne weiteres bereit war, einer neuen Meinung eine alte zu opfern); rhetorische Aufmachung vertrug schon meist der Stoff nicht; Kaegi konnte aber formschön und innerlich begeistert sprechen, wenn der Gegenstand es ihm nahe legte, im Veda und im Homer. Für die Übungen wurden genaue Vorbereitung und stramme Mitarbeit verlangt; in Kurse für Vorgerückte und Übungen wurde nur aufgenommen, wer die Vorkenntnisse hatte; es war Kaegi nicht um (relativ) hohe Frequenzziffern zu tun. Kaegis Interpretationsübungen im philologischen Seminar unterschieden sich von den übrigen Seminarien durch Betonung der sprachlichen Seite, ohne daß das andere zu kurz kam; er verlangte jedoch, daß sich der jeweilige Interpret mit den grammatischen Dingen ebenso ernsthaft befasse wie mit den übrigen Seiten; von einseitigen Linguisten forderte er ebenso bestimmt praktische Sprach- und Sachkenntnisse. Ganz besonderes Gewicht legte Kaegi dabei auf vollständige Benutzung der wissenschaftlichen Literatur und präsente Kenntnisse der philologischen Hilfsmittel, über die er in staunenswertem Umfange verfügte; er sorgte aber im Seminar und in anderen Übungen auch dafür, daß ein bestimmtes Ziel erreicht wurde und man nicht an allerlei Einzelheiten hängen blieb. Auch im Universitätsunterricht verfehlte der untersetzte Oberländer im langen, dunkeln Rocke seine Wirkung nicht, wenn sich der sonore Mund über dem schwarzen Vollbart öffnete und das braune Auge hinter den Brillengläsern leuchtete.

Dissertationen hatte Kaegi selten zu begutachten; bei K. Meisterhans' Grammatik der attischen Inschriften amtete er neben A. Hug; E. Hafters Erbtochter nach attischem Recht, eine Arbeit, der er nahe stand, fiel in den Bereich des eigentlichen Philologen. Aus späterer Zeit ist außer der Grammatik der pergamenischen Inschriften von E. Schweizer (später mit der ursprünglichen Namensform Schwyzer) noch K. Schönfelds Arbeit über das S'āntiś'atakam zu nennen. Dagegen hatte Kaegi, seit er als Ordinarius Kommissionsmitglied geworden war, jeweilen beim Staatsexamen die zweite lateinisch abzufassende Hausarbeit (z. B. über Hor. c. saec. oder Cat. 61 oder 62) zu beurteilen; er hat auch diese Aufgabe mit unerbittlicher Gewissenhaftigkeit durchgeführt; in der mündlichen Prüfung prüfte er nicht nur über Sprachgeschichte, sondern auch über griechische und lateinische Literatur und Realien. Einige

Semester Sanskrit waren in Zürich für Studierende der klassischen Philologie und der Grammatik unter Schweizer-Sidler nicht offiziell, aber tatsächlich gefordert, und dieser Zustand dauerte auch unter Kaegi noch an. Er hat 1904 seine Ansicht darüber mit voller Deutlichkeit ausgesprochen: „Ich bin fest davon überzeugt, daß es für jeden klassischen Philologen wie für jeden Germanisten von großem und bleibendem Wert ist, wenn er wenigstens die Elemente des Sanskrit, Laut- und Formenlehre, einmal gründlich kennen gelernt (nicht etwa nur 'gehört') hat" (Zu den griech. Schulwörterbüchern usw. S. 16). Die meisten Teilnehmer hielten allerdings nicht bis zum Veda aus, und „die Furcht vor dem Sanskrit" verstärkte sich in der Folge auch in Zürich. Von Kaegis Schülern im Sanskrit und anderen Fächern haben sich außer K. Schönfeld speziell der Indologie zugewandt C. Klemm und der nunmehrige Züricher Privatdozent E. Abegg, die Linguistik steht im Vordergrund für R. von Planta, E. Schwyzer und M. Niedermann, der Germanistik sind A. Bachmann und O. Gröger treu geblieben; Kaegis Schüler, auch im Sanskrit, sind auch die klassischen Philologen O. Schultheß und E. Howald, der Althistoriker G. Billeter, der klassische Archäologe O. Waser gewesen; vom klassischen Altertum und dem Orientalismus aus sind R. Hunziker und E. Ermatinger übergegangen zur neueren deutschen Literatur, E. Bovet zur neueren französichen und italienischen; das bei Schweizer-Sidler und Kaegi begonnene Studium der Quellensprachen bildet eine Grundlage der religionsgeschichtlichen Vorlesungen des Züricher Alttestamentlers J. Hausheer, während W. Baumgartner (in Marburg) sich auf die klassische Seite beschränkte; Veda hat unter Kaegi auch der bekannte Kirchenrechtler U. Stutz getrieben. So ist eine nicht geringe Zahl heute wirkender schweizerischer akademischer Lehrer und Forscher durch Kaegis Schule gegangen; noch größer ist die Zahl der praktischen Schulmänner, die seinem Unterrichte vielleicht nicht das Schlechteste verdanken.

Unter den **literarischen Arbeiten**, die er selbst nur als illustratives Beiwerk zu seiner Lehrtätigkeit gelten lassen will, ist die erste, die ans Licht trat, eine Konjektur zum homerischen Apollohymnus (vs. 272 bzw. 94 *ἀλλ' ἀκαλῶς* statt *ἀλλὰ καὶ ὥς*); sie könnte in Kaegis erstem Studiensemester wurzeln, in Bursians Seminarübung über die Hymnen. Die Konjektur ist überzeugend, wenn sie auch in der neuesten Ausgabe nicht angemerkt ist. Während hier der künftige Lexikograph sich ankündigt, steht eine der Abfassung nach ältere Arbeit abseits, die einen künftigen

Historiker in Kaegi vermuten ließe, die Diplomarbeit und Doktorschrift über spartanische Geschichte. Es ist eine Darstellung einer wichtigen Periode der griechischen Geschichte von der spartanischen Seite aus den Quellen, die umfassend herangezogen sind, eine gute Zusammenfassung, deren Eigenes nach kompetentem Urteil im Quellenkritischen und Chronologischen liegt; der deutsche Ausdruck steht auch in der gedruckten Form nicht auf der Höhe des lateinischen des kleinen Erstlings.

Als Kaegis Doktorschrift ans Licht trat, war er ganz anderen Dingen zugewandt. Auf dem Gebiete der Sprachvergleichung oder auch der griechischen Sprachgeschichte hat er freilich höchstens im Vorbeiweg etwas veröffentlicht, wohl aber auf den Gebieten der Indologie und, namentlich neu zugängliche Quellen ausschöpfend, der vergleichenden Kulturgeschichte. In Tübingen ersah der Schwabe Rudolf Roth neben dem Thüringer Geldner auch den Schweizer Kaegi dazu aus, die Rothsche Vedaexegese in weitere Kreise zu tragen. Die „siebenzig Lieder" enthalten eine glückliche Auswahl des Schönsten und Eigensten aus dem Rigveda, die vielleicht in höherem Grade als Graßmanns etwas spätere, ebenfalls poetische Übersetzung vielen einen Einblick in diese ferne Welt vermittelt hat; die Noten wenden sich mehr an den Fachmann. Kaegi selbst hat Geldner neidlos als Form- und Sprachgewandteren anerkannt; aber auch ihm ist manches Stück wohl gelungen, und überall verrät sich begeisterte Hingabe. Spätere Übertragungen — von A. Hillebrandt und von Geldner selbst — haben sich von der Fessel der gebundenen Rede freigemacht, und doch befriedigt auch wieder die Prosa nicht voll, auch wenn sie verständlicher ist als bei A. Ludwig. In die Tübinger Zeit reichen auch die beiden Schulprogramme über den Rigveda zurück, die 1881 zu einem kleinen Buch umgearbeitet erschienen. Das Hauptstück für die Gymnasiasten, denen damit die älteste Literatur der Inder vorgestellt wurde, aber auch für angehende Sanskritisten, für weitere Kreise von Theologen und Philologen war dabei die sachlich gehaltene und doch fesselnd geschriebene Übersicht über den Inhalt des Rigveda; mit besonderer Liebe und sichtlicher innerer Teilnahme ist wieder der ausführlichste Unterabschnitt über das religiöse Lied und die Religion abgefaßt, soweit möglich mit den Worten der Dichter selbst; zu hohem Schwung des Ausdrucks steigt die Darstellung der Ādityas an, die in Varuṇa gipfelt. Alles beruht auf selbständiger Durcharbeitung der Quellen und der wissenschaftlichen Literatur in weitester Ausdehnung, und nicht nur die

Einleitung, sondern besonders auch die Anmerkungen im Anhang (114 Seiten der Buchausgabe) machen die kleine Schrift zu einer Enzyklopädie nicht nur des Rigveda, sondern der vedischen Literatur und Kultur überhaupt, und nicht selten wird ein Blick geworfen auf die stammverwandten Völker. Für die Buchausgabe konnte Kaegi auch schon Zimmers Altindisches Leben benutzen, dem er eine besonders auch durch das Material aus dem griechisch-römischen Kulturkreis wertvolle Besprechung widmete. Kaegi hat bis 1887 auch einige kürzere Anzeigen geschrieben, die alle den Inhalt der besprochenen, meist indologischen Schriften gut erkennen lassen, mit Anerkennung nicht kargen, aber auch vor scharfer Kritik nicht zurückschrecken. Kaegi machte aus dem Rezensieren keinen Beruf, und auch sonst hat er manches, was er besaß, zurückgehalten; es brauchte schon einen leisen äußeren Druck, um eine rein wissenschaftliche Arbeit zum Abschluß kommen zu lassen.

Viel beachtet wurde die Untersuchung über das germanische Gottesurteil, die unversehens sich auf das indische ausdehnt (auf Grund der Nārada-Smṛti und anderer neu herausgegebener Rechtsquellen, aus denen Kaegi neben dem Veda ein Spezialstudium machte); ein weiterer Ausblick erhärtet das indogermanische Alter des Rechtsbrauches; die Übereinstimmungen zwischen Indern und Germanen reichen bei einigen Ordalen bis in Einzelheiten, besonders in Zahlenverhältnisse hinein. In staunenswertem Umfange sind auch entlegene germanische Quellen herangezogen; der Redaktion ging eine jahrelange Sammelarbeit voraus; schon 1882 hatte Kaegi einen seiner wenigen populärwissenschaftlichen Vorträge über den Gegenstand gehalten. Gleichgerichtet ist die spätere kulturgeschichtliche Untersuchung über die (Drei- und) Neunzahl bei den Ostariern, äußerlich an Diels Sibyllinische Blätter von 1890 anknüpfend, aber ebenfalls von langer Hand vorbereitet. Ein umfangreiches Material aus indischen und iranischen Quellen erbringt den Nachweis, daß die Drei und die Neun auch bei den östlichsten Indogermanen die gleiche Rolle spielen wie bei ihren westlichen Brüdern, in den Toten- und Lustrationsbräuchen und weiterhin, vorab aber im chthonischen Dienst, im Manenkult, in dem sie wurzeln. Wie in der Abhandlung über das Gottesurteil und inhaltlich ähnlich bringt der Schlußsatz den Standpunkt des Verfassers eindrucksvoll zur Geltung: „In Sprache, Recht und Sitte stehen alle Arier auf gemeinsamem Boden; in je reicherer Fülle namentlich die ältere Literatur der 'Ostarier' ans Licht tritt, desto weniger wird die

historische Erforschung der 'Westarier', wird auch die klassische Altertumswissenschaft jene ostarischen Fundgruben unberücksichtigt lassen dürfen; denn sie bieten — ich wiederhole es — bei all ihrer Lückenhaftigkeit doch jedem wirklichen Forscher für Rechts- und Kulturgeschichte, sowie für Völkerpsychologie eine ungleich wertvollere Grundlage als alle systematisierenden Spekulationen und aller subjektive Dogmatismus."

Zwischen die beiden kulturgeschichtlichen Abhandlungen fällt der erste von zwei sprachlichen indologischen Artikeln, ein zweiter (von 1893) reicht der Entstehung nach noch weiter zurück. Es sind charakteristischerweise nicht rein grammatische Untersuchungen; es durchdringen sich vielmehr Sprachforschung und Interpretation. Es handelt sich beidemal um die Wurzel *vas* „leuchten"; das eine Mal wird ein neues Beispiel einer seltenen Lokativbildung gewonnen, das andere auf Anregung des Berner Mathematikers L. Schläfli, der wieder in A. Bergaigne einen verkannten Vorgänger hatte, eine Aoristbildung gesichert; die Ergebnisse sind heute in die Handbücher übergegangen. Die beiden kleinen Artikel sind auch methodisch kennzeichnend; Kaegi arbeitet „unter steter Rücksichtnahme auf die einheimische Tradition" (RV.[2] 15), aber nicht als ihr Sklave. Er ist in der Beurteilung des Veda all die Jahre wesentlich durchaus auf dem Standpunkte von Roth stehen geblieben und lehnte die Reaktion der „Vedischen Studien" von Pischel und Geldner ab; in diesem Punkte hätten die neuesten vedischen Arbeiten seine volle Zustimmung gefunden.

Im Festgruß an Roth von 1893 stellt Kaegi weitere Vedica in Aussicht (S. 160, 1): „Eine Reihe ähnlicher Untersuchungen harrt der abschließenden Redaktion; ich hoffe sie zu publizieren, sobald meine Arbeiten im Dienste des griechischen Unterrichtes einen gewissen Abschluß erreicht haben werden." Er sah damals die Ausdehnung seines Unterrichtswerkes nicht voraus; darüber sind weder die begonnenen vedischen Untersuchungen noch weitere kultur- und religionsgeschichtliche zu Ende geführt worden, und auch die geplante Neubearbeitung des „Rigveda" kam nicht zustande; da wirkte freilich noch die Notwendigkeit einer gründlichen Auseinandersetzung mit den neueren Anschauungen als Hemmnis.

Dem jungen Griechischlehrer war wie vielen anderen zum Bewußtsein gekommen, daß die Schüler die griechische Formenlehre in einem Umfange erlernen mußten, als ob sie alte oder moderne Griechen wären, gerade auch nach der vielbenutzten Grammatik von G. Curtius. Der Grundsatz „Was dem Schüler in

seiner Gymnasialzeit nie oder auch nur selten in der Lektüre begegnet, braucht er nicht zu lernen", war freilich auch schon von anderer Seite verkündigt worden. Aber Kaegi machte nicht nur Ernst mit der Reform des griechischen Unterrichtes, sondern erarbeitete sich auch die statistische Grundlage, die nötig war, um jenen Grundsatz sicher durchführen zu können, während Frühere ganz subjektiv und eklektisch vorgegangen waren. Alles, was auf deutschen Gymnasien gelesen wurde, wurde systematisch exzerpiert zum Zwecke der „Befreiung der Schule und Schüler von all dem unnützen Ballast von Raritäten, Ausnahmen und Finessen"; der grammatische Unterricht sollte lediglich der Lektüre dienen. Die Schulmänner haben diesen Grundsatz anerkannt, der auch für andere Sprachen Anwendung gefunden hat (in seinem Beitrag zur Festgabe Kaegi spricht Lanman über eine von ihm nach diesem Gesichtspunkt bearbeitete Sanskritgrammatik); Universitätslehrer der klassischen Philologie haben freilich mißbilligend von den modernen Skelettgrammatiken gesprochen. Zu dieser statistischen Grundlage, die kein anderer besaß, kamen klare, übersichtliche Darstellung, bequeme Tabellen, geschickte Auswahl der syntaktischen Beispiele (für die Syntax lagen eigene Sammlungen nicht vor). So fand nicht nur die Kritik Kaegi gewappnet, er hat auch selbst mit scharfem Urteil über ähnliche Versuche, die der nötigen Grundlagen entbehrten, nicht zurückgehalten. Was das ausführliche Vorwort zur ersten Auflage der Grammatik dartat, führten die beiden Artikel zur griechischen Schulgrammatik (1886 und 1888) noch näher aus; der zweite beschäftigte sich besonders mit der Neubearbeitung der Curtiusschen Grammatik durch W. von Hartel. Die Vorhalte, die Kaegi dem von ihm als Philologen geschätzten Wiener Gelehrten machen mußte, suchte dieser in einer „Verteidigung" zu entkräften. Da konnte wiederum Kaegi die „Antwort" nicht schuldig bleiben; von Hartels Angriff, zu dem die Verteidigung teilweise geworden, wurde siegreich abgeschlagen, und auch der gegnerische Kronzeuge bekam scharfe Worte zu hören. Kaegi ist auch später (1904) nochmals als Polemiker aufgetreten, ebenfalls in Notwehr. Schulter an Schulter mit seinem Verleger hat er das von ihm bearbeitete Schulwörterbuch von Benseler in Schutz genommen gegenüber den schweren Vorwürfen, die E. Bruhn in einer Besprechung des Schulwörterbuches von H. Menge dagegen erhoben hatte. Auch hier war es Kaegi leicht, auf Grund reichsten Materials und genauester Kenntnis der Sache die Unbegründetheit der Vorwürfe zu beweisen; auch hier mußte die Verteidigung zum Angriff werden nicht nur

gegen den Rezensenten, sondern auch gegen das Konkurrenzwerk selbst, dessen gute Seiten objektiv gewürdigt, dessen Mängel aber auch nicht verschwiegen werden. Inzwischen waren zwanzig Jahre vergangen, seitdem die griechische Grammatik zum erstenmal erschienen war. Kaegis Buch hatte seinen Siegeszug im deutschen Sprachgebiet vollendet und weithin in fremdsprachiger Gestalt. Neben die ursprüngliche Fassung, die von 1884—1921 in 11 Auflagen verbreitet wurde, war die mit Rücksicht auf den Schriftsteller-Kanon der preußischen Lehrpläne vom Januar 1892 bearbeitete „Kurzgefaßte" getreten, die es von 1893—1922 auf 32 Auflagen brachte; dabei gab es Auflagen von dreitausend Exemplaren bei der großen, von zehn-, zwölf-, ja vierzehntausend Exemplaren bei der kürzeren Ausgabe. „Kaegi, gehen Sie voran, Sie haben die meisten Auflagen", scherzte ein mit solchen nicht eben gesegneter, dabei humorvoller Iranist schon auf der Straßburger Philologen-versammlung. Im ganzen blieb beidemal der erste Wurf bestehen, abgesehen von Einzelheiten; nur zeigen die späteren Auflagen auch äußerlich stärkere Berücksichtigung der Sprachgeschichte — man kam mit dem neuen Jahrhundert auf diese Dinge zurück. Kaegi hat seinen vorsichtigen Standpunkt schon im Vorwort zur ersten Auflage der größeren Ausgabe und im ersten Artikel zur griechischen Schulgrammatik dargelegt (Zeitschr. für das Gymn.-W. 40, 350 f.), dann wieder im Vorwort zur 9. Auflage der großen, zur 23. der kleinen Ausgabe. Der Lehrer soll allerdings die sprachgeschichtlichen Erklärungen kennen und ein Urteil darüber haben — aber auch hier ist nicht alles, was der Lehrer weiß oder doch wissen sollte, für die Schüler bestimmt; die Heranziehung sprachgeschichtlicher Erklärungen ist nur gerechtfertigt, wenn sie „zur Vereinfachung des Lernstoffes und zur Unterstützung des Gedächtnisses dienlich" sind; zu viel ist schädlich. Zur Grammatik war das Übungsbuch getreten mit dem Motto τὰ κάτωθεν ἰσχυρόταт' εἶναι δεῖ. Die beiden ersten Teile wurden von 1891 (bzw. 1894) bis 1921 zwanzigmal aufgelegt, teilweise in vielen Exemplaren, wurden auch übersetzt; geringer war die Nachfrage nach dem dritten Teil, der es nur auf eine zweite Auflage brachte.

Der Erfolg des Weidmannschen Verlages mit Kaegis Lehrbüchern hatte dem Teubnerschen Verlag seinen alten Autor ins Gedächtnis zurückgerufen, und Kaegi war bereit, der Grammatik und dem Übungsbuch auch das Wörterbuch folgen zu lassen. Es handelte sich dabei nicht um eine Arbeit völlig aus dem Rohen; aber Kaegi hat für die Neubearbeitung des Benselerschen Schulwörterbuches, um das

er sich schon unter dem früheren Bearbeiter Autenrieth angelegentlichst bemüht hatte, seit 1881, keine Mühe gescheut; schon 1896 erschien das Buch zuerst von Kaegis Hand (in 10. Auflage). Die Arbeit daran hat dann nie geruht; auch hier wurde allen Fortschritten der Wissenschaft und neuen pädagogischen Forderungen sobald als möglich Rechnung getragen (so z. B. durch Aufnahme des Wortschatzes in Wilamowitz' Lesebuch). In vierjährigem Abstand folgten sich eine 11. und 12. Auflage (1900 und 1904); die 13. von 1911 war so stark, daß sie für lange Jahre ausreichen dürfte (25 000 Exemplare). — Noch ein zweites Wörterbuch des Teubnerschen Verlages war unter Kaegis Obhut gelangt, Autenrieths Schulwörterbuch zu den homerischen Gedichten. Die erste von Kaegi bearbeitete Auflage, die 9. von 1901, diente hauptsächlich dem Zweck, das Schulbuch nicht vom Büchermarkt verschwinden zu lassen; aber die folgenden Auflagen brachten durchgreifende Verbesserungen und Ergänzungen nach dem Stande der Wissenschaft; so wurde Bechtels Lexilogus, für die letzte (13.) Auflage von 1920 Wackernagels Homerbuch verwertet; für die 12. Auflage (von 1915) hatte auf Kaegis Wunsch sein Kollege Blümner den illustrativen Teil neu bearbeitet. Wie gut fundiert auch das Homerwörterbuch war, konnte einem ein Blick in Kaegis Handexemplar von Boisacqs Dictionnaire étymologique zeigen; das mit Schreibpapier durchschossene, in mehrere Bände geteilte Exemplar enthielt von Kaegis Hand eine Fülle der wertvollsten Berichtigungen und Ergänzungen; für jede nur angedeutete Etymologie im Autenrieth hatte er das vollständige Rüstzeug zur Verfügung. — Kaegis grammatisch-etymologische Sammlungen, die in den polemischen Artikeln zum Vorschein kamen, hätten einmal einem griechischen Gegenstück zu Neues lateinischer Formenlehre zugute kommen können — ein Plan, mit dem der Reislandsche Verlag an Kaegi herangetreten war — oder einem großen homerischen Sprach- und Sachwörterbuch — ein anderer Plan, den Kaegi verschiedenen Fachgenossen vorgelegt hat; die Gesundheitsverhältnisse der späteren Jahre ließen nicht einmal die Fortführung von allem zu, was schon begonnen war: eine Neubearbeitung der Faesischen Odyssee kam nicht über das erste Heft hinaus (1901); auch hier suchte Kaegi durch rücksichtslose Ausscheidung rein gelehrten Materials den ursprünglichen Schulbuchcharakter wiederherzustellen.

Es bedeutete nicht wenig, Grammatiken und Übungsbücher und erst recht die Lexika immer wieder durch den Druck zu führen, neben den gewissenhaft erfüllten Obliegenheiten einer umfangreichen

Professur und anderer Ämter. Und doch versagte Kaegi seine Feder auch anderen Aufgaben nicht, wenn er deren Bewältigung aus persönlichen oder sachlichen Gründen als seine Pflicht erachtete; so federflink wie einige ältere und jüngere Kollegen war er freilich nicht. So entstanden die gedrängten Gedenkblätter für seine Vorgänger J. G. Baiter und H. Schweizer-Sidler, die warme Würdigung des Indologen G. Bühler unmittelbar nach dessen tragischem Hinscheiden, der Nekrolog über Max Müller, in dem auch der Kritik ihr Recht werden mußte.

In den neunziger Jahren und später noch hörte man Kaegi ab und zu sagen, er möchte endlich einmal zu anderen Arbeiten übergehen; er klagte auch wohl über die Last der Terminarbeiten. Er ist nicht mehr von den Unterrichtsbüchern losgekommen. Sicher nicht allein, weil diese Produktion „lukrativer“ war; es kam dazu das Gefühl, hier sicher etwas Ganzes und etwas Gutes und für die Sache Förderliches bieten zu können. Kaegi war nicht der Mann der Zeitschriftenaufsätze und -aufsätzchen, so gut er die kleinste Notiz kannte und nach ihrem Werte schätzte und benutzte; er ging auf den Gebieten, die er sich erwählt hatte, aufs Ganze; in der Auswertung der wissenschaftlichen Errungenschaften für den griechischen Sprachunterricht wird ihm nicht sobald jemand gleichkommen.

Adolf Kaegi durfte sich am Ende seines Lebens das Zeugnis ausstellen, daß er nicht gewöhnliche Gaben genutzt habe, wie er es konnte und wie sein Lebenslauf es ihm ermöglichte. Wohlbestellt hat er sein Haus verlassen, obschon der Niedergang Deutschlands, dessen Glück auch ihn emporgetragen hatte, ihn auch äußerlich hart getroffen hat. Verhältnismäßig spät zu voller und ausschließlicher Universitätstätigkeit gelangt, ist er der Schule immer nahe geblieben, an der er wohl seinen Höhepunkt hatte; seine Richtung aufs Praktisch-Pädagogische ist mitbestimmt durch seine Lehrer Heinrich Schweizer-Sidler und Georg Curtius, wurzelt aber auch in seiner persönlichen Herkunft und in der Volksart seiner engeren Heimat, die ihm auch sein heiter-ernstes Wesen und seine Frömmigkeit mit auf den Weg gegeben haben.

Veröffentlichungen von Adolf Kaegi.

1872: In hymni in Apoll. Pyth. vss. 92 sqq. Acta societatis philologae Lipsiensis ed. Fr. Ritschelius (Lips., Teubn.) 2, 441 f.

1873: Kritische Geschichte des spartanischen Staates von 500—431 v. Chr. mit Ausschluß der Kriegsereignisse von 480 und 479. Leipzig, Teubner. II, 71 S. (Sonderdruck aus den Jahrbüchern für class. Philologie, Suppl. VI, S. 435—505).

1875: Siebenzig Lieder des Rigveda übersetzt von Karl Geldner und A. K. Mit Beiträgen von R. Roth. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung. XIV, 176 S. kl. 8°.

1876: Anzeige von A. Ludwig, Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda in ihrer Entwicklung. Jenaer Lit.-Zeitung 1876, 70 f.

1878/9: Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder. I (1878). II (1879). Wissenschaftl. Beilage zum Programm der Kantonsschule in Zürich; 1881 unter gleichem Titel als „zweite, umgearbeitete und erweiterte mit vollständigem Sach- und Wortregister versehene Auflage“ erschienen. Leipzig, O. Schulze (später Berlin, E. Felber). VI, 265 S. kl. 8°; darnach The Rigveda; the oldest Literature of the Indians. By A. K.... Authorized translation with additions to the Notes by R. Arrowsmith. Boston 1886.

1880: Anzeige von H. Zimmer, Altindisches Leben in Fleckeisens Jahrbüchern für class. Phil. 1880, 433—69.

1882: Anzeigen von A. Weber, Das Saptaçatakam des Hāla und H. Brunnhofer, Über den Geist der indischen Lyrik; L. v. Schroeder, Über die Poesie des indischen Mittelalters. Deutsche Lit.-Zeitung 1882, 709 f. 1640 f.

1883: Anzeigen von R. Garbe, Die indischen Mineralien. Deutsche Lit.-Zeitung 1883, 772 f. und V. Hintner, Griech. Schulgrammatik. Lit. Zentralbl. 1883, 1547 f.

1884: Gutachten des Lehrerkonventes des Gymnasiums in Zürich zur Gestaltung des griechischen Unterrichtes, in seinen Grundzügen von A. K. abgefaßt. 16. Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer. Aarau, Sauerländer. S. 13—18.
Griechische Schulgrammatik. Mit einem Anhang, enthaltend Repetitionstabellen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. XIV, 302, XLVI; 11. Aufl. 1921; die Übersetzungen sind in den Vorreden angegeben.

1885: Anzeigen von E. H. Meyer, Indogermanische Mythen und P. Bradke, Dyāus-Asurā. Deutsche Lit.-Zeitung 1885, 45 f. 1268 f.

1886: Zur griechischen Schulgrammatik. Zeitschr. für das Gymnasialwesen. (Berlin, Weidmann), Bd. 40, 331—351.

1887: Anzeigen von O. v. Böhtlingks Pâṇini, Lief. 1 und C. Cappellers Sskr.-Wörterbuch in der Deutschen Lit.-Zeitung 1887, 268 f. 566 und von A. Hillebrandts Vedachrestomathie im

Literatur-Blatt für oriental. Phil. herausg. von E. Kuhn 3 (1885/7), 117*—122*.
Alter und Herkunft des germanischen Gottesurteils. Zur vergleichenden Rechtsgeschichte, in der Festschrift zur Begrüßung der vom 28. Sept. bis 1. Okt. 1887 in Zürich tagenden XXXIX. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von der Universität Zürich. S. 40—60.

1888: Zur griechischen Schulgrammatik. Zweiter Artikel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. IV, 94 S.
Vasta usrâḥ im Rigveda; im Festgruß an O. von Böhtlingk ... Stuttgart, Kohlhammer, S. 48 f.

1889: Offene Antwort auf die sogenannte „Verteidigung" des Herrn Dr. Wilhelm von Hartel, Professor der klassischen Philologie an der Universität Wien. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 23 S.

1891: Die Neunzahl bei den Ostariern. Kulturhistorische Analekten; in den Philologischen Abhandlungen Heinrich Schweizer-Sidler zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums seiner Dozententätigkeit an der Zürcher Hochschule, gewidmet von der I. Sektion der philosophischen Fakultät der Hochschule Zürich. Zürich, Druck von Zürcher & Furrer, S. 50—70. 4°.
Griechisches Übungsbuch. I. Teil: Das Nomen und das regelmäßige Verbum auf -*ω*. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung (in der 2. Aufl.) VIII, 152 S.; 23. Aufl. 1922.

1893: Kurzgefaßte griechische Schulgrammatik. Nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne für die höheren Schulen bearbeitet. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. VIII, 170 S.; 32. Aufl. 1922.
Repetitionstabellen zur kurzgefaßten griechischen Schulgrammatik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 42 S.; 9. Aufl. 1918.
Die vedischen Aoriste *âvar*, *var*, *âvaḥ*, *vaḥ*; im Festgruß an R. von Roth ... Stuttgart, Kohlhammer, S. 159—166.

1895: Griechisches Übungsbuch. II. Teil: Das Verbum auf -*μι* und das unregelmäßige Verbum. Die Hauptregeln der Syntax. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. VI, 139 S.; 20. Aufl. 1922.

1896: Griechisch-deutsches Schulwörterbuch ... von G. E. Benseler. 10., vielfach verbesserte Auflage, besorgt von A. K. Leipzig, Teubner. XII, 929 S.; 13. Aufl. 1911.

1898: Zum Andenken an Prof. Dr. Georg Bühler. Neue Zürcher Zeitung 1898; auch separat (12 S. kl. 8°); ins Englische übersetzt im Indian Antiquary XXVII, 360—3.

1901: Homers Odyssee, erklärt von J. U. Faesi. I. Bd., 9. Aufl., neu bearbeitet von A. K. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. XXX, 188 S.
Max Müller. Neue Zürcher Zeitung 1901, 2.—8. Januar (Nr. 2—5, 7, 8); auch separat 32 S. kl. 8°.

1902: Joh. Georg Baiter. Allg. Deutsche Biographie 46 (1902), 190—2.
Wörterbuch zu den homerischen Gedichten von G. Autenrieth. 9. Aufl. Leipzig, Teubner. XII, 372 S.; 13. Aufl. 1920.
1904: Zu den griechischen Schulwörterbüchern von Benseler-Kaegi und H. Menge. Eine Entgegnung von B. Teubner und A. K. 24 S., o. J. und O.
1906: Griechisches Übungsbuch. III. Teil. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. VI, 203 S. 2. Aufl. 1919.
1908: Heinrich Schweizer-Sidler. Allg. Deutsche Biographie 54 (1908), 282—5.
1886/1922: Neue Auflagen der Unterrichtswerke; in der oben stehenden Liste sind jeweilen die letzten Auflagen angegeben.

Literatur und Quellen.

E. Schwyzer, Zürcher Wochenchronik 1912 (gelegentlich des Rücktrittes von der Professur); Professor A. K. Zum siebzigsten Geburtstag. Neue Zürcher Zeitung vom 30. Sept. 1919 Nr. 1491; O. W[aser], Der 70. Geburtstag Prof. A. K.s ebd. vom 3. Okt. 1919 Nr. 1511; E. Schwyzer, Professor A. K. (1849—1923), ebd. vom 17. Febr. 1923 Nr. 223 (darnach kürzer Jahresbericht der Universität Zürich für 1922/3 S. 53—6 [mit Bild]; Indogermanisches Jahrbuch Bd. X, 1925 [noch nicht erschienen]); Adolf Kaegi, Privatdruck o. J. und O. 18 S. (enthaltend „Worte der Erinnerung, gesprochen bei der Bestattungsfeier am 17. Febr. 1923 in der Kirche Rüschlikon von P. Balmer, Pfr.“ und „Ansprache von Prof. Dr. Ed. Schwyzer“; mit Bild); die Jahresberichte des schweizerischen Idiotikons; dazu eine knappe handschriftliche Autobiographie aus der letzten Zeit (nach Diktat) und ein eigenhändiges Verzeichnis der Veröffentlichungen, beide lückenhaft; Personalakten der Universität Zürich (teilweise im Staatsarchiv); weiter persönliche Erinnerungen.

Ernst von Stern.

Geb. 8. Juli 1859, gest. 27. April 1924.

Von

Georg Karo in Halle.

„Der Historiker muß beim Archäologen in die Schule gehen oder richtiger gesagt selbst zum Archäologen werden.“ Dieses Wort, das Ernst von Stern auf dem Internationalen Historikerkongreß in Berlin im Jahre 1908 gesprochen hat, bietet die beste Erklärung dafür, daß gerade ich es versuche, ein Bild wenigstens von dem wesentlichsten Teile seines Schaffens zu entwerfen. Damit soll seine Persönlichkeit als Historiker keineswegs eingeschränkt oder seine Bedeutung auf rein geschichtlichem Gebiet geschmälert werden. Ganz im Gegenteil. Jener Grundsatz, den bis vor Kurzem die meisten Historiker abgelehnt hatten, den auch heute nur die wenigsten befolgen, beweist gerade, daß Ernst v. Stern über die engeren Grenzen des Faches hinaus zu der breiten umfassenden Beherrschung der gesamten Altertumswissenschaft gelangt ist, welche nur die Besten auszeichnet.

Der baltische Zweig der alten sächsischen, 1793 geadelten Patrizierfamilie von Stern leitet sich von Karl Alexander ab, der 1757 in die russischen Ostseeprovinzen auswanderte und durch seine eigene Ehe und die seiner zahlreichen Kinder mit dem eingessenen Adel und Bürgertum in enge verwandtschaftliche Beziehungen trat. Sein Enkel Ernst Wallfried von Stern ist am 8. Juli 1859 auf dem väterlichen Rittergut Seyershof in Livland geboren und zunächst auch dort erzogen worden. Dann kam er auf das Gymnasium nach Dorpat; schon dort hat er sich das Studium der Geschichte zum Lebensziel gesetzt. Gleich nach der Reifeprüfung zeigte sich sein Streben nach einer möglichst breiten Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis. Von dem Direktor seines Gymnasiums dazu ermuntert, hat er sich nach kurzem Studium in Dorpat 1877 zur Aufnahme in das Seminar für klassische Philologie gemeldet, welches die russische Regierung wenig früher an der Universität Leipzig begründet hatte. Dort blieb er bis 1880, und diese drei Jahre verliehen ihm die vortreffliche philologische

Schulung, die aus all seinen Arbeiten spricht. Zugleich aber weckte der Einfluß des Direktors des russischen Seminars, Justus Hermann Lipsius, dem er von allen seinen Lehrern am nächsten stand, ein intensives Interesse für die sogenannten Altertümer, die von der Archäologie gar nicht zu trennen sind. Als er Leipzig verließ, war er für seinen zukünftigen Beruf aufs beste gerüstet. Freilich schien dieser Beruf zunächst in der wenig lockenden Aufgabe zu bestehen, als Dank für das Leipziger Stipendium sechs Jahre lang an einem russischen Gymnasium zu lehren. Durch eine glückliche Fügung wurde ihm statt dessen erlaubt, sich in Dorpat auf die akademische Lehrtätigkeit vorzubereiten. Neben seinem wichtigsten philologischen Lehrer Ludwig Mendelssohn, der in seinem Streben Lipsius verwandt war, fand der junge Gelehrte in Dorpat nun den Mann, der wie kein anderer historischen und archäologischen Sinn vereinigte: Georg Loeschcke, der ganz frisch aus dem Süden kommend, mit der Vollkraft jugendlich begeisterter Beredsamkeit auf einen weiten Kreis wirkte. Er, der selbst mit einer historischen Arbeit promoviert hatte, war in einzigartiger Weise befähigt, gerade Ernst v. Sterns Schulung zu einem geschlossenen Ganzen abzurunden. Dieser ist denn auch vor allen Anderen auf russischem Boden Träger und Erbe jener Einstellung Loeschckes geworden; er hat im Sinne seines Lehrers glänzend gezeigt, wie man „aus Scherben Geschichte machen könne“, wie jedes, auch das unscheinbarste Denkmal zu einem wertvollen Zeugen in dem historischen Gesamtbilde werden kann, wenn es nur richtig erfaßt und nach jeder Richtung hin verwertet wird. Freilich hielt sich der junge baltische Historiker in seinen veröffentlichten Arbeiten zunächst noch streng an die politische Geschichte des Altertums. Seine Magisterschrift behandelt die Catilinarische Verschwörung (Dorpat 1883), seine Dissertation, zugleich das umfangreichste Einzelwerk aus seiner Feder, die Geschichte der spartanischen und thebanischen Hegemonie (Dorpat 1884). Aber schon im gleichen Jahre führte ihn ein Lehrauftrag an die neue russische Universität von Odessa; und dieser Ruf ist zur entscheidenden Wendung seines wissenschaftlichen Schicksals geworden. Wenn er auch zunächst als Privatdozent klassische Philologie in Odessa zu lehren hatte, wo er 1886 ordentlicher Professor wurde und bis 1910 geblieben ist, so war doch hier sein wesentlichster Beruf die Erforschung des antiken Südrußland, an dessen Gestade ein gütiges Geschick ihn geführt hatte.

Alsbald erkannte er, daß ihm in Südrußland ein Feld offen

stehe, das keinem seiner Kollegen in Deutschland oder im Süden zugänglich sein konnte: das ganze Gebiet des Griechentums am Nordufer des Schwarzen Meeres, wo seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. hellenische Kolonien blühten und im Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung eine besondere Provinz der antiken Kultur und Kunst geschaffen haben. Gewiß hatte man schon seit Jahrzehnten hier gegraben. Die südrussischen Funde gehören zu den kostbarsten Schätzen der Petersburger Eremitage, aber was hier an wissenschaftlicher Bearbeitung geleistet worden war, vor allem wieder von einem Deutschen, Ludolf Stephani, ging über die bereits veralteten Methoden einer gerade im Historisch-Antiquarischen überholten Generation nicht hinaus. Ernst v. Stern hat, kaum in Odessa eingetroffen, die vielfältigen Fragen, die damals noch kaum gestreift, geschweige denn gelöst waren, mit vollem Eifer angegriffen, zugleich mit jener einheitlichen Festigkeit, jener ruhigen, klaren und zielbewußten Konsequenz, die in seinem ganzen Streben, seinen Arbeiten und seinem Leben auch dem oberflächlichen Betrachter als besonders auszeichnende Eigenschaft auffallen mußte. Zunächst galt seine Arbeit der rein historischen Grundlage, soweit sie aus den antiken Schriftquellen zu entnehmen ist. Er ist mit den Ergebnissen dieser Arbeit nicht frühzeitig hervorgetreten, sie haben ihn unausgesetzt beschäftigt, bis er sie nach jahrzehntelanger Forschung ohne Hast, aber auch ohne Rast zu voller Klarheit entfaltet hatte. Im Jahre 1900 ist in einer längst verschollenen Zeitschrift für alte Geschichte sein erster Aufsatz über die Topographie und die Geschichte des taurischen Chersonesos (in der Krim) erschienen, aber erst 1917 hat er in einem grundlegenden Hermes-Aufsatz dieselben Probleme, gereift und vollendet, wieder aufgenommen und auf fast alle Fragen endgültige Antworten erteilt.

Indessen, solche Arbeiten bildeten bloß das historische Gerüst, das er ebenso beherrschte wie die archäologische Methode, die er seit seinen ersten Jahren in Odessa bei der Erforschung schon vorhandener Monumente ebenso wie bei eigenen Ausgrabungen anwandte. Das Museum der Kaiserlichen Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, dessen Direktor er fünfzehn Jahre lang war (1895—1910), ist in ganz überwiegendem Maße sein Werk. Was er hier an Kleinarbeit geleistet hat, ist nur zum Teil niedergelegt in den drei Bänden des ausführlichen Kataloges, von denen zwei die Terrakotten umfassen (1897, 1898), der dritte, Theodosia und seine Keramik (1906), zu einer weiten und tiefen historischen Studie ausgestaltet ist. Nur ein auf allen-

Gebieten der Altertumswissenschaft und auch der mittleren Geschichte unbedingt beschlagener Forscher hätte in dieser eindringenden Weise das Schicksal der alten griechischen Kolonie durch die Römerzeit bis ins späte Mittelalter hinein verfolgen können. Man pflegt von der Museumstätigkeit selbst in Gelehrtenkreisen viel zu wenig zu wissen und zu halten. Ernst v. Stern hat sie zu einem auch nach außen wirksamen Erfolg geführt, als es ihm gelang, eine Reihe prunkvoller Goldarbeiten, deren berühmteste die sogenannte Tiara des Saitaphernes war, als geschickte Fälschungen eines russischen Juden zu entlarven. Und als dann die französischen Archäologen die vom Louvre erworbene Tiara um jeden Preis als echtes Kleinod verteidigten, hat Ernst v. Stern die Diskussion bis zur endgültigen Entlarvung der Fälscher geführt, - nicht ohne persönliche Gefahr, mit der ruhigen furchtlosen Gelassenheit, die ihm eigentümlich war.

Die Bearbeitung der alten Bestände des Museums von Odessa und der Zufallsfunde, die von allen Seiten zuströmten, wurde bald ergänzt durch Ausgrabungen an verschiedenen Orten der Nordküste des Schwarzen Meeres, vor allem an einer Stätte, die er selbst entdeckt und in ihrer Bedeutung erkannt hatte, an die er immer von Neuem zurückkehrte: auf der kleinen Insel Berezan an der Mündung des Bug. Dort hat er Jahr um Jahr seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts gegraben und in einem begrenzten Rahmen die Probleme zu lösen gewußt, die er dann auf die gesamten griechischen Kolonien des Pontosgebietes übertragen konnte. Die Funde von Berezan sind nicht besonders reich. Sie stammen aus Verbrennungsstätten für die Toten und aus merkwürdigen Gräbern. Nur ein Beobachter von größter Gewissenhaftigkeit und vollendeter Schulung konnte aus solch zertrümmertem, unvollständigem Material die Geschichte eines längst verschollenen Fischerstädtchens aufbauen, dessen Name nicht einmal überliefert ist, das uns aber dank diesen Forschungen klarer vor Augen steht als manche berühmte Stätte. Gerade dieses Beispiel lehrt, wie eigenartig und wie viel breiter der Historiker die Probleme einer solchen Ausgrabung anpackt und zu lösen weiß als die große Mehrzahl der Archäologen. Eine abschließende Veröffentlichung seiner Funde ist Ernst v. Stern versagt geblieben. Im Sommer seines Todesjahres hoffte er noch einmal die kleine Insel aufzusuchen. Wie er jene Aufgabe gelöst hätte, davon gibt ein Ausschnitt daraus Zeugnis. In der russischen Festschrift für den Grafen Bobrinsky hat er 1911 nach den Grabfunden, vor allem aus Berezan, über das Kinderleben in den griechischen Kolonien Südrußlands berichtet. Er entwirft dieses Bild

nach dem Spielzeug der Kindergräber vom 7. Jahrhundert abwärts, den Klappern für die Kleinsten, den Puppen für die Mädchen, den Pferdchen, Wagen, Soldaten für die kleinen Knaben, während die Größeren, wir würden sagen Schulpflichtigen, vieleckige Spielzeuge mit Buchstaben mitbekamen. Dies alles, was in den meisten Fundberichten ein dürres Nebeneinander von unbelebten Tatsachen bildet, wird unter seiner Hand zu einem lebendigen Ausschnitt aus der Kulturgeschichte. Und wiederum ist es sehr bezeichnend zu sehen, wie er sich zehn Jahre Zeit genommen hat, um die Forschung zu vollenden, und dann auf wenigen Seiten zusammenfaßt, was ihm diese vielen Jahre gegeben haben.

Eine Reihe von Aufsätzen, leider zum größten Teil russisch geschrieben, sind einzelnen Monumenten seines Forschungsgebietes gewidmet. Mit ganz besonderer Liebe hat er sich mit einer Gattung späthellenistischer Vasen, etwa aus dem 3. oder 2. Jahrhundert v. Chr. beschäftigt, einer bunten Ware, die nie dem praktischen Gebrauch gedient hat, sondern nur für die Gräber hergestellt wurde. Mit leicht vergänglichen Wasserfarben sind hier skizzenhafte Bilder hingeworfen in einem Stil, der sich von aller andern griechischen Keramik unterscheidet, wohl minderwertig, dafür aber frisch und unmittelbar. Nach bester Tradition der Schule Loeschckes hat Ernst v. Stern an dem Einzelproblem einer bescheidenen lokalen Keramik große historische Zusammenhänge aufzudecken gewußt. Die Scherben dieser Vasen, die bei früheren Ausgrabungen achtlos beiseite geworfen wurden, hat er gerettet, zusammengesetzt, ergänzt und so in mühseligem jahrelangen Forschen Klarheit gewonnen über ihre Bedeutung für die Entwicklung griechischer Malerei am Schwarzen Meer, zu einer Zeit, in der es im griechischen Mutterlande gar keine Vasenmalerei mehr gibt und man für die Probleme der großen Kunst dieses Hilfsmittel entbehren muß. Die Ergebnisse geduldiger Forschung während eines Vierteljahrhunderts hat er dann in einem kleinen Aufsatz der Baltischen Studien zur Archäologie und Geschichte von 1914 zusammengefaßt: bescheiden, zurückhaltend, wie es seine Art ist, mit strenger Klarheit, sehr aristokratisch in der Art der Darstellung, wie überhaupt das Adelige in seltener Weise diesem Manne eigentümlich war. Sein zusammenfassendes Werk über jene merkwürdigen bunten Vasen ist im Druck, die Tafeln liegen in Petersburg; es erscheinen zu sehen ist ihm versagt geblieben, doch wird es hoffentlich bald als sein Vermächtnis der Wissenschaft übergeben werden.

Dieselbe reife Konzentration zeigt sich auch in dem m. E.

bedeutendsten Ergebnis seiner langjährigen Arbeiten über „Die griechische Kolonisation im Lichte der archäologischen Forschung“. So lautet der Titel jenes Vortrags auf dem Berliner Historikerkongreß, aus dem ich bereits am Eingang einen Satz zitiert habe. 1915 ist dieses Thema weiter ausgeführt in einem Hermes-Aufsatz „Über die politische und soziale Struktur der Griechen-Kolonien am Nordufer des Schwarzen-Meer-Gebietes“. Wo man leicht eine trocken gelehrte Darstellung erwarten könnte, hat Ernst v. Stern auf Grund einer unendlichen Vielheit archäologischer Tatsachen, Fundstücke, Inschriftentexte ein lebendiges Bild entworfen, das nicht nur für die griechische Kultur von hohem Werte bleiben wird, sondern darüber hinaus für die großen Probleme von Ost und West, Zivilisation und Barbarei. Da erstehen vor unsern Augen die politischen und sozialen Bildungen der ersten großen Welle griechischer Einwanderung, getragen von den ionischen Küstenstädten und Inseln, Milet, Samos, Lesbos: die Faktoreien und Ansiedlungen bei Sewastopol, die zahlreichen Städte an der Ostküste der Krim und weiter bis zum Kaukasus. Diese frühe ionische Kolonisation hat nicht nur dem neuen Gebiete hohe Kulturwerte gebracht, sondern im Verkehr und durch die Vermischung mit den einheimischen Völkern viel empfangen, vor allem von den Skythen, von denen man so wenig wußte, bis die Archäologie die historischen Nachrichten ergänzte. Das kriegerische Häuptlingsdasein unter diesen Eingeborenen geht in ferne Vorzeit zurück. Die großen Grabhügel, die zu Hunderten von der Küste bis weit in die ukrainische Steppe hinein auftreten, bewahren uns uralte Tradition seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. Diese fürstlichen Grüfte, in denen der Tote mit allem Prunk seines Ranges, seinen Wagen und Pferden bestattet war, hängen in ihrer Bauweise von mykenischen Gräbern ab. Die Ausgrabungen decken hier Fäden aus einer Vorzeit auf, die geschriebene Geschichte nicht entwirren könnte. Und gerade in der Verbindung von beidem: strenger geschichtlicher Schulung und offenem Sinn für die Realität archäologischer Arbeits- und Betrachtungsweise und rein praktischer Ausgrabungstätigkeit ist Ernst v. Stern einzig gewesen, während seine Kollegen auf beiden Gebieten jeder an seinem Teil nur ihre eigene Disziplin zu treiben pflegen. Er hat uns erst gelehrt, wie die einwandernden Griechen im westlichen Gebiet Südrußlands zwar die altgriechische republikanische Verfassung mitbrachten, mitsamt ihrem Beamtenapparat, wie sie aber anderseits von Anfang an sich doch mit den Skythen nicht nur berühren, sondern auch weitgehend durchdringen,

in ihren Grabformen, in ihrer Kleidung sich ihnen angleichen, vieles übernehmen, was Klima und Lebensbedingungen notwendig machten. Das zeigt sich in Dingen, die auch der gelehrte Beobachter häufig nicht sieht. So hat Ernst v. Stern (Österreichische Jahreshefte IV 1901, Sp. 57 ff.) aus einer kurzen Inschrift von Olbia, in der von einem Anaxagoras die Rede ist, der weiter mit dem Bogen schießen konnte als irgendein anderer, eine neue Art des Agons erschlossen, die, seit der Zeit des Odysseus in der Heimat nicht mehr geübt, dort oben am fernen Pontos durch die Griechen von Neuem eingeführt wurde, vermutlich unter skythischem Einfluß. Mit seinem weiten Blick hat er diesen Sonderfall eingeordnet in die Entwicklung, welche herabführt bis zu den berühmten Übungen der türkischen Sultane im Bogenschießen, die heute noch auf dem Okmeidan in Konstantinopel durch marmorne Stelen verewigt sind.

Wir lernen, meist auf wenigen Seiten, wie der östliche Teil des südrussischen griechischen Gebietes, mehr als der westliche den Einfällen orientalischer Barbaren ausgesetzt, sich zusammengeschlossen hat, im Gegensatz zum zersplitterten Städtewesen der Heimat. In jenen Marken griechischer Kultur, von der Krim bis zum Kaukasus, fühlte sich die einzelne Polis zu schwach, um eine Scheinautorität zu wahren. So entstand das bosporanische Reich an den Meerengen der taurischen Chersonesos, mit seiner Dynastie von Königen, die 438 v. Chr. beginnt: griechische Kultur, aber ungriechische politische und soziale Struktur. Dies alles hat Ernst v. Stern aus sehr geringen Resten erschlossen und aufgebaut in mühsamster Arbeit, ohne diese Mühe jemals hervorzuheben. Man sucht vergebens nach einem Wort, das die Leistung des Verfassers irgendwie betonte oder darauf hinwiese, wie viele Einzeluntersuchungen notwendig waren, damit schließlich in ein paar Sätzen die Essenz, die Lösung des Problems gegeben werde. Wir sehen bloß die gelassene Überlegenheit eines Meisters in seinem Fach und die stolze Zurückhaltung eines Mannes, der es als selbstverständliche Pflicht eines jeden Gelehrten ansah, sein Bestes zu geben. Wir verfolgen mit ihm die Entwicklung jener Griechen der Pontosküste bis in die prunkvollsten Zeiten im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr., wo in den Grabkammern die Särge auf Postamenten stehen, vor ihnen marmorne Tische mit Gefäßen aus Gold und Silber, Wandteppiche, Kleider und Waffen der Toten an den Wänden; Zeugen der märchenhaften Reichtümer dieser Leute, die nicht einmal Landesfürsten waren, sondern nur Großgrundbesitzer in der großen Kornkammer der Steppe. Dies ist nicht mehr echtes Griechentum. Es

unterscheidet sich von der zurückhaltend schlichten Art der klassischen und auch der hellenistischen Zeit, die im Mutterlande die Gräber kennzeichnet; ein starker barbarischer Einschlag zeigt sich überall. Und dieser wächst noch mehr an in der letzten Blütezeit dieser Gebiete, im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr., wo unter römischer Herrschaft die politischen Probleme verschwinden, die sozialen dafür eine wichtige Rolle spielen, wo die Bedeutung der Landschaft zwar abnimmt, aber nie ganz verloren geht: waren doch die Mündungen der großen Ströme Ausläufer griechischer Kultur einerseits, ältester russischer anderseits. Dies kann man noch weithin in der mittelalterlichen Kunst verfolgen. Auch hier hat uns Ernst v. Stern wertvolle Aufschlüsse gegeben, wiederum nur auf ein paar Seiten einer wenig bekannten Zeitschrift, dem Jahrbuch der Prussia von 1900 („Zur Frage über den Ursprung des gotischen Stils in der Goldschmiedekunst"): da werden schwierige Probleme über den Ursprung der alten Tierornamentik, des gotischen und merowingischen Stils eindringend behandelt.

Aber auch rückwärts aufsteigend hat uns Ernst v. Stern die Wege geebnet. Die Kultur fängt ja in Südrußland keineswegs mit dem Griechentum an. Lange vor diesem hat im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. eine neolithische Kultur geherrscht, über die früher nur wirre Theorien und Kombinationen bestanden. Ernst v. Stern hat schon seit 1902 mit systematischen Ausgrabungen in Bessarabien eingesetzt, deren letzte (1912) zu ganz verblüffenden Funden an Steinbeilen, silbernen und goldenen Waffen aus dem 2. Jahrtausend führten. Diese sind den von Schliemann ausgegrabenen trojanischen Schätzen gleichzeitig und verwandt. Sie bilden ein Bindeglied zu der weitverzweigten, noch älteren sogenannten Tripoljekultur der Ukraine, die wiederum Ernst v. Stern ihre grundlegende Behandlung verdankt. Auf eine ausführliche Darstellung von 1905 (Akten des XIII. russ. Archäologenkongresses in Jekaterinoslaw I, S. 9—95) ist ein kleiner Aufsatz in der Festschrift für Bezzenberger (1921) über „Die Leichenverbrennung in der mykenischen Kultur Südrußlands" gefolgt, der viel leere Theorien in maßvollen Hinweisen, ohne jegliche Polemik, beiseite geschoben und die Wahrheit aufgezeigt hat.

Freilich, wenn wir mit Bewunderung dieses jahrelange Wirken überschauen, so bleibt die Bitterkeit nicht erspart, daß es ihm versagt war, seinem Werke die letzte Bekrönung zu geben. Neben seinen archäologischen Arbeiten gehen rein historische einher, wie die Schrift über Xenophons Hellenika und die böotische Geschichts-

überlieferung (Dorpat 1887), das Hannibalische Truppenverzeichnis bei Livius (Berlin 1891), die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung des Ephorats in Sparta (Berlin 1894). Ganz besonders aber hat ihn immer die wirtschaftliche und soziale Seite historischer Ereignisse gefesselt. Davon legt eine Reihe von Schriften gerade aus seinen letzten Jahren Zeugnis ab: Volkskraft und Staatsmacht im Altertum (1915), Warenaustausch, Wirtschaftsfragen und Versorgungsprobleme im klassischen Altertum (1917) und die beiden Halleschen Rektoratsreden: Sozialwirtschaftliche Bewegungen und Theorien in der Antike (1921) und Staatsform und Einzelpersönlichkeit im klassischen Altertum (1923). Seitdem er 1911 von Odessa nach Halle übersiedelt war, hat er als Lehrer und Forscher diesen Problemen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er wäre wie kaum ein anderer imstande gewesen, uns eine griechische Wirtschaftsgeschichte zu schenken. Und dieser Verlust ist unersetzlich, ebenso wie keiner seiner Schüler sein Werk in Südrußland ebenbürtig vollenden kann.

Das ist in kurzen Zügen, was der Archäologe von dieser bedeutenden, vornehm einheitlichen Gelehrtenpersönlichkeit zu sagen hat. Noch einiges Persönliche sei hier hinzugefügt. Ein reiches Leben war Ernst von Stern beschieden. In der Blüte der Jugend vermählte er sich mit der fast gleichaltrigen, einem alten schwedisch-livländischen Geschlecht entstammenden Alice Auguste von Lilienfeld; und diese Ehe brachte ihm fast drei Jahrzehnte engster innerer Gemeinschaft. Von den drei Kindern hat die einzige Tochter Benita (Gattin des Professors Sowade in Halle) ihren Vater bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten jahrelang treulich unterstützt, und in dem jüngsten Sohn Arist Rudolf hoffte er einen Erben seiner Forschertätigkeit heranzuziehen. Der Tod des hochbegabten, kaum sechzehnjährigen Knaben (1910) war der erste der schweren Schicksalsschläge, welche dieses glückliche Haus nunmehr in unabwendbarer Folge heimsuchen sollten. Als Opfer des Krieges starb Frau Alice von Stern 1915 in Schweden; auf einer Sommerreise 1914 in Livland von der Katastrophe überrascht, hatte die schwerkranke Frau zwar nach Monaten die Heimreise unter widrigsten und gefahrvollsten Bedingungen angetreten, die Rückkehr in die deutsche Heimat zu erleben, war ihr nicht beschieden. Der einzige überlebende Sohn, Viktor Axel von Stern, war bei der Übersiedlung der Eltern nach Halle in Livland geblieben; 1916 wurde er dort zum russischen Heeresdienst eingezogen und nach dem Ausbruch der Revolution von Bolschewisten ermordet. So wäre Ernst

von Sterns Lebensabend von dem Schatten des Unglücks umdunkelt geblieben, den auch treueste Liebe seiner Kinder und Enkel nicht völlig aufzuhellen vermochten, wenn ihm nicht eine zweite Ehe mit Frau Simonette Kersten, geb. Reynecke, von 1919 bis zu seinem Ende ein neues Glück beschert hätte. Sie gab ihm Kraft noch mehr zu tragen: Verlust des väterlichen Besitzes, Sorge um das harte Schicksal der unter der Bolschewistenherrschaft schwer leidenden älteren Brüder, denen zu helfen so lange außer seiner Macht zu stehen schien, bis es ihm vereint mit der treuen Gefährtin endlich gelang, wenigstens einem der heimatlos Gewordenen eine friedliche Zuflucht zu bieten.

Das Bild wäre unvollständig, wenn ich nicht betonte, daß Ernst von Stern wie alle guten Balten sein Leben lang von tiefster und reinster deutscher Gesinnung erfüllt war. Er hat sie nie einen Augenblick verleugnet, auch während der langen Jahre in Odessa nicht, wo sie ihm den Weg zu manchen Ehren versperrte und manche Schwierigkeiten eintrug. Er besaß in hohem Maße Zivilcourage, jene nach Bismarck bei uns so seltene Eigenschaft, gepaart mit einer ungewöhnlichen diplomatischen Geschicklichkeit und einem nie versagenden Verständnis für Wesen und Streben der anderen. Das hat er nicht nur in seiner Lehrtätigkeit bezeugt, sondern auch besonders heilsam in seinem Walten an unserer Halleschen Universität. Nicht nur als Dekan und zweimaliger Rektor hat er seinen Einfluß stark und wohltätig geltend gemacht; „die große Sauberkeit seiner Forschung, der unbestechliche Sinn für Wahrhaftigkeit, der Mut der Überzeugung, die Ruhe seines Urteils“, die Otto Kern ihm mit Recht nachrühmt, sie zeigten sich stets in seiner akademischen Tätigkeit, und auch weit über die Grenzen Halles hinaus, wo es sich um die Würde der deutschen Universitäten gegenüber dem Ausland handelte. Was die deutsche Wissenschaft Ernst v. Stern als Vorsitzendem der Rektorenkonferenzen und als Vertreter auf den Tagungen des Hochschulverbandes verdankt, ist nur wenigen ganz bekannt. „Der baltische Edelmann, zum Herrschen geboren, ans Regieren gewöhnt“, wie Ernst v. Dobschütz an seinem Sarge so schön gesagt hat, ist manchem unbequem gewesen. Bitternis und Angriffe sind ihm nicht erspart geblieben. Er nahm sie hin in vornehmer Gelassenheit und ging seinen Weg, Undankbarkeit und Ungerechtigkeit nicht mißachtend, aber nicht über Gebühr beachtend, wenn sie ihn auch tiefer treffen mochten als Fernstehende ahnten. Niemals aber weckten sie persönliche feindselige Bitterkeit, stets hat er die Sache vorangestellt, in dem warmen und tiefen, bei

aller äußeren Ruhe leidenschaftlichen Streben zum Wohl unserer Universität, unserer Wissenschaft, unseres Vaterlandes. Höheres kann gerade heute von einem deutschen Gelehrten nicht gesagt werden!

Schriftenverzeichnis

von **W. Göber**, Halle.

1883. Catilina und die Parteikämpfe in Rom der Jahre 66—63. Magister-Diss. Dorpat. 178 S.

1884. R Was bedeutet die Verbindung: patres conscripti? Žurnal Juli 1884, 1—11.

Geschichte der spartanischen und thebanischen Hegemonie vom Königsfrieden bis zur Schlacht bei Mantinea. Doktor-Diss. Dorpat. 248 S.

1887. Xenophons Hellenika und die böotische Geschichtsüberlieferung. Eine historische Quellenstudie. Dorpat (Karow). 72 S.

Compte rendu de la littérature russe de la philologie classique. 1884—1885: Revue des Revues XI 337—342.

1889. 1890. Dass. für 1886—1888. Ibid. XIII 371—385.

Dass. für 1889. Ibid. XIV 343—351.

1891. Dass. für 1890. Ibid. XV 357—368.

Das hannibalische Truppenverzeichnis bei Livius (XXI c. 22). Berlin, Calvary. 37 S. = Berliner Stud. f. class. Philol. und Arch. XII 2.

1892. R Die neuentdeckte πολιτεία Ἀθηναίων des Aristoteles. Lětopiś II 2, 1—42.

1893. R Eine neuentdeckte Inschrift aus Olbia. Z. XVI 1—10.

1894. Zur Entstehung und ursprünglichen Bedeutung des Ephorats in Sparta. Berlin, Calvary. 62 S. = Berliner Stud. f. class. Philol. u. Arch. XV 2.

Anmerkung: Ein R vor dem Titel bezeichnet, daß die Abhandlung in russischer Sprache geschrieben ist. Die russischen Titel des bis 1911 Erschienenen sind zu finden in der leider druckfehlerreichen Zusammenstellung: Gedruckte Arbeiten von Ernst Romanovič von Stern 1883—1911 in: Προπεμπτήρια. Sbornik statej ... v čest' E. R. fon Sterna. (= Z. XXX 1912) XI—XX. Anschließend folgt hier ein Verzeichnis der Vorträge, die E. v. Stern in den Sitzungen der Kais. Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde von 1896—1911 gehalten hat: XXI—XXIV. (Vgl. auch den alphabetisch geordneten Ukazatel' statej pomĕščennych v I—XXX tomach Zapisok Imp. Odessk. obšč. 1914 (= Anhang Z. XXXII).

Abkürzungen: Z vor römischer Zahl = Zapiski Imp. Odesskago obščestva istorii i drevnostej. Die öfters folgende Angabe Nr. ... bezieht sich auf die gesondert paginierten Sitzungsprotokolle.

Žurnal = Zurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija. St. Petersburg.

Lětopiś = Lětopiś istoriko-filologičeskago obščestva pri Imp. novorossijskom universitetě. Odessa.

D. L. Z. = Deutsche Literaturzeitung.

L. C. = Literarisches Centralblatt.

B. W. = Berliner philologische Wochenschrift.

W. Ph. = Wochenschrift für klassische Philologie.

R Kürzlich gefundene Inschriften aus Olbia. Historisch-epigraphische Untersuchung. Z. XVII 1—30.

R Das Alabastron des Psiax und Hilinos. Untersuchung aus dem Gebiete der griechischen Keramik. Z. XVII 37—62.

Ausgrabungen und Funde in den griechischen Kolonien des Schwarzen Meeres. Archäol. Anz. 1894, 4, 180—181. (Vortrags-Ausz.).

Anz. von Dahn: Julian der Abtrünnige. Baltische Monatsschrift XLI Nr. 12, 737—747.

1895. R Eine kürzlich gefundene Schale aus Kertsch mit Darstellung des dionysischen Thiasos. Z. XVIII 19—64.

R Einige Bemerkungen anläßlich des Aufsatzes von V. V. Latyšev über gefälschte griechische Inschriften aus Südrußland. Z. XVIII 65—86.

1896. R Über einen Kurgan in Akkerman (zus. mit A. Kočubinskij). Z. XIX Nr. 290, 13—16.

R Über die Lage des ältesten Chersonesos. Z. XIX Nr. 296, 99—104.

Anz. von Nikitskij: Delphische epigraphische Studien. B. W. XVI 303—309.

R Anz. von Pavlovskij: Die Bildhauerkunst in Attika. Žurnal September 1896 141—153. Vgl. Archäol. Anz. 1896, 2, 104—105.

R Eine bemalte Vase aus Kertsch. Z. XIX 94—109.

R Über Fälschung von Gegenständen des klassischen Altertums in Südrußland. (Referat, gehalten auf dem 10. archäol. Kongreß in Riga). Žurnal Dez. 1896, 129—159. Vgl.: Über Fälschungen klassischer Altertümer in Südrußland. Trudy archeol. s-ězda v Rigě I 189—196. (Vgl. unten 1897.)

R Solon und die Teilung der attischen Bürgerschaft in Vermögensklassen. *Χαριστήρια.* Sbornik statej . . . v čest' F. E. Korša 59—100.

1897. R Über die neuesten Fälschungen aus dem Gebiete der Keramik in Südrußland. Z. XX Nr. 301, 37—41.

R Zur Frage über den Ursprung des „gothischen Stiles" in der Goldschmiedekunst. Archäologische Bemerkungen anläßlich des Fundes von Goldgegenständen in Kertsch im Sommer 1896. Z. XX 1—15. (Vgl. unten unter 1900.)

(R) Text zu: Museum der Kais. Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde I: Terrakotten. (Zus. mit Derevickij und Pavlovskij. (Russ. und deutsch. Odessa und Frankfurt a. M. (J. Baer).

Die Tiara des Saitaphernes und die Goldfälschungen in Südrußland. B. W. XVII 764—768. (Vgl. unten 1899.)

R Graffiti auf antiken südrussischen Gefäßen. Z. XX 163—199.

1898. (R) Text zu: Museum d. Kais. Odess. Ges. usw. II: Terrakotten. (Zus. m. Derevickij und Pavlovskij.) Russ. und deutsch. Odessa und Frankfurt a. M. (J. Baer).

R Inhalt eines Grabes, das im Jahre 1896 in Kertsch ausgegraben ist. Z. XXI 271—292.

1899. R Bemerkungen zur ältesten Geschichte Griechenlands. Lětopiś VII 3 V Nr. 110, 13—16.

R Rede zum Gedächtnis von V. N. Jurgevič. Z. XXII Nekrol. 6—18.

R Referat über die Schrift von M. Mandes: Die messenischen Kriege und die Wiederherstellung Messeniens. Geschichte und Tradition. Zapiski Imp. novoross. univers. čast' 76, 61—70.

Anz. von Furtwängler: Neuere Fälschungen von Antiken. L. C. 1899, 1003—1005.

Sur la falsification des antiquités en Russie. Réponse à M. S. Reinach. Journal d'Anthropologie X 112 ff. (Vgl. oben 1897.)

1900. R Unveröffentlichte Inschriften, die im Odessaer Museum aufbewahrt werden. Z. XXII Nr. 315, 44—49.

R Zwei im Odessaer Museum aufbewahrte attische Vasen strengrotfigurigen Stiles. Z. XXII 73—100.

R Ein kürzlich in Olbia aufgedecktes Grab. Z. XXIII Nr. 323, 5—11.

R Über den Einfluß der antiken Kultur auf die Bevölkerung Südrußlands außerhalb des Ansässigkeitsgebietes der griechischen Kolonien. Z. XXIII Nr. 323, 11—17.

Zur Frage über den Ursprung des „gothischen Stiles" in der Goldschmiedekunst. Sitz.-Ber. d. Altertumsges. Prussia 21, 243—257. (Vgl. oben 1897 Z. XX.)

Grabstein eines Thrakers aus Olbia. Jahreshefte d. öster. archäol. Institutes III. Beiblatt 79—84.

Bemerkungen zur Topographie und Geschichte des Taurischen Chersonesos. Hettlers Zeitschrift f. alte Geschichte I 2, 63—71.

R Über die Resultate der neuesten Ausgrabungen in Chersonesos. Z. XXII Nr. 317, 62—66.

R Epigraphische Studien. Z. XXII Nr. 318, 82—92.

R Die Bedeutung der keramischen Funde in Südrußland für die Erläuterung der Kulturgeschichte der Schwarzmeerzivilisation. Z. XXII 1—21. (Vgl. unten 1915.)

R Antikes glasiertes Geschirr aus Südrußland. Z. XXII 22—57.

R Die neuesten Funde in Olbia. Z. XXII Nr. 319, 101—124.

R Zwei Gräber aus Kertsch. Z. XXII Nr. 320, 128—132.

R Das letzte Jahrzehnt im Leben der Kais. Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde. Z. XXII Nr. 321, 137—143. (Vgl. S. Žebelev: Besprechung der Arbeiten E. v. Sterns, die den klassischen Altertümern Südrußlands gewidmet sind. Z. XXIII Nr. 330, 95—112).

R Das Problem des Ursprunges des Tribunates in Rom. Lětopiś VIII 3 XII Nr. 129, 29—35.

1901. R Neues epigraphisches Material, gefunden in Südrußland. Z. XXIII 1—32.

Der Pfeilschuß des Olbiopoliten Anaxagoras. Jahreshefte d. öster. archäol. Institutes IV Beiblatt 57—60. (Mit Beitrag v. J. Karabacek.)

Die Bedeutung der keramischen Funde in Südrußland für die Kultur- und Handelsgeschichte der Pontuskolonien. Archäol. Anz. 1900, 3, 151—153.

R Über die neuesten Ausgrabungen in Akkerman und auf der Insel Berezan. Z. XXIII Nr. 329, 88—91.

R Über die letzten Ausgrabungen in Akkerman. Z. XXIII 32—61.

Anz. von Odobesco: Le trésor de Petrossa. L. C. 52, 1235—1238.

Anz. von U. von Wilamowitz-Moellendorff: Reden und Vorträge. L. C. 52, 1977—1978.

1902. R Inschrift einer religiösen Gemeinschaft in Theodosia. Z. XXIV Nr. 334, 29—35.

R Das älteste Grab aus Olbia. Z. XXIV Nr. 335, 39.

R Julij Bogdanovič Iversen. Z. XXIII Nekrologe 16—17.

Anz. von Mayr: Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta. L. C. 53, 774—775.

Anz. von Strehl: Grundriß der alten Geschichte. L. C. 53, 1636—1638.

R Referat über die Arbeit von M. Mandes: Versuch eines historisch-kritischen Kommentars zur griechischen Geschichte Diodors. Zapiski Imp. novoross. univers. časť 87, 1—16.

R Archäologische Neuigkeiten. Z. XXV Nr. 342, 54—62.

R Vorläufige Mitteilung über die Ausgrabungen auf dem Gute Petrena im Kreise Bělcij, Gouvernement Bessarabien. Z. XXV Nr. 343, 69—72.

R Neues epigraphisches Material aus Olbia. Z. XXV Nr. 344, 90—93.

R Vase mit Reliefschmuck aus Olbia. Izvěstija Imp. archeol. kommissii III 93—113.

R Anz. von M. Mandes: Versuch eines historisch-kritischen Kommentars zur griechischen Geschichte Diodors. Das Verhältnis Diodors zu Herodot und Thukydides. Žurnal Nov. 1902, 198—218.

R Forschungsgrabungen auf der Insel Berezan. Z. XXV Nr. 345, 98—100.

R Die Tätigkeit der Gesellschaft im Verlauf der Jahre 1901—1902. Z. XXV Nr. 346, 103—106.

R Anläßlich des Grabdenkmals des Heuresibios und der Arete in Olbia. Z. XXV Nr. 347, 119—126.

Anz. von Nikitskij: Untersuchungen im Gebiete der griechischen Inschriften. W. Ph. XIX 649—655.

1903. Anz. von Wünsch: Das Frühlingsfest der Insel Malta. L. C. 54, 578—580.

Anz. von Meyer: Geschichte des Altertums III—V. Gött. gel. Anz. 1903, 4, 306—352.

Anz. von Farmakovskij: Die attische Vasenmalerei. Žurnal Mai 1903, 184—220.

Anz. von Baziner: Ludi saeculares. B. W. XXIII 993 bis 1001.

Anz. von Kromayer: Antike Schlachtfelder I. L. C. 54, 935—939. (Vgl. unten 1907 und 1912.)

R Die athenische Tyrannis und der Umsturz des Jahres 411 nach Thukydides und Aristoteles. Lĕtopiś XII 1 I Nr. 169, 37—41.

R Archäologische Bemerkungen. Z. XXVI Nr. 351, 74—78.

R Ein Ausflug nach Akkerman. Z. XXVI Nr. 352, 87—90.

1904. R Ein neues Verfahren der Fälschung antiker Vasen. Z. XXVI Nr. 357, 5—15. (Vgl. oben 1899; unten 1910 u. 1911.)

Anz. von Roloff: Probleme aus der griech. Kriegsgeschichte. L. C. 55, 776—781.

R Referat über das Werk von E. Kagarov: Religiöse Anschauungen und Ideale im alten Griechenland im 6. und 5. Jahrh. Zapiski Imp. novoross. univ. čast' 98, 31—41.

Der Mauerbau in Athen und die List des Themistokles. Hermes 39, 543—562.

Ein Bronzegefäß in Büstenform. Jahreshefte d. öster. archäol. Institutes VII 197—203. Vgl. Z. XXVI 183—190 (R).

R Briefe des Dr. Moritz Karlovič von Stern vom Kriegsschauplatz der Jahre 1828—1829. Z. XXVI Nr. 358, 19—33.

R Über ein neues Verfahren der Fälschung in Marmor und Silber. Z. XXVI Nr. 362, 55—59.

1905. Anz. von Lübeck: Adoniskult und Christentum auf Malta. L. C. 56, 451—453.

Anz. von Buzeskul: Einführung in die griechische Geschichte. L. C. 56, 570—572.

R Kürzlich gefundene Weihungen an Achilles Pontarches. Z. XXVII Nr. 365, 7—12. (Vgl. unten; ferner unter 1910.)

R Eine Fahrt nach der Insel Kreta. Z. XXVII Nr. 367, 39—49.

R Anläßlich der dem Achilles Pontarches geweihten Inschriften. Z. XXVII Nr. 368, 63—66. Vgl. Z. XXVIII pril. Nr. 384, 145—146.

R Bericht über die Ausgrabungen auf der Insel Berezan im Sommer 1905. Z. XXVII Nr. 369, 68—71.

(R) Prämykenische Kultur in Südrußland. Trudy XIII archeol. s-ězda v Ekaterinoslavě I 53—95 (9—52 dass. R.)

1906. Anz. v. Janke: Auf Alexanders des Großen Pfaden. L. C. 57, 455—457.

(R) Theodosia und seine Keramik. = Museum d. Kais. Odessaer Ges. usw. III. (russ. u. deutsch). 1906 Odessa u. Frankfurt a. M. (J. Baer).

R Kürzlich in das Odessaer Museum gelangtes epigraphisches Material. Z. XXVIII pril. Nr. 375, 30—33.

R Ein Grabfund in Olbia im Jahre 1891. Z. XXVII 88—100.

R Bemerkungen anläßlich des Werkes Hampels: Die Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Z. XXVIII pril. Nr. 376, 38—41. Vgl. die Anz. L. C. 58, 673—675.

R Bericht über die Ausgrabungen auf Berezan im Sommer 1906. Z. XXVIII pril. Nr. 377, 46—53.

1907. (R) Ein Athena-Medaillon aus Olbia. Odessa (Sammlung Konelskij). Buchdr. Ed. Schmid (russ. u. deutsch). 8 S.

Anz. von Kromayer: Antike Schlachtfelder II. L. C. 58, 1526—1529. (S. oben unter 1903).

R Grabrede auf Kočubinskij. Zapiski Imp. novoross. univers. čast′ 110, 6—7.

1908. R Über die Lage des alten Chersonesos. Z. XXVIII pril. Nr. 383, 89—131. (Anläßlich der Untersuchung von A. L. Berthier de la Garde: Über Chersonesos.)

Anz. von Dittberner: Issos. L. C. 59, 1221—1223.

Anz. von Reich: General History of Western Nations. L. C. 59, 1350—1351.

R Das antike Drama und die Maske. Lĕtopiś XVI Nr. 219, 33—34.

R Kurzer Führer durch das Museum der Kais. Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde (3. Aufl. 1912).

1909. Die griechische Kolonisation am Nordgestade des Schwarzen Meeres im Lichte archäolog. Forschung. Klio IX 2, 139—152.

R Bericht über die Ausgrabungen auf Berezan im Sommer 1907. Z. XXVIII pril. Nr. 384, 137—144.

Anz. von Prinz: Funde aus Naukratis. L. C. 60, 101—103.

Anz. von Drerup: [Ἡρώδου] περὶ πολιτείας. L. C. 60, 159—162.

Anz. von Francotte: La polis grecque. L. C. 60, 1326—1329.

Anz. von Buzeskul: Geschichte der athenischen Demokratie. L. C. 60, 1489—1490.

Relations commerciales entre l'Egypte et les colonies grecques situées sur le bord septentrional de la Mer Noire. Comptes rendus du congrès internat. d'archéol. class. II (Le Caire) 225—229.

1910. R Anläßlich der Frage der Ausarbeitung allgemeiner Regeln für die Ausführung archäologischer Ausgrabungen. Drevnosti. Trudy Imp. Mosk. archeol. obščestva XXII 198—202.

Anz. von Kolbe: Die attischen Archonten. L. C. 61, 262—264.

R Bericht über die Ausgrabungen auf Berezan im Sommer 1908. Z. XXVIII Nr. 391, 39—48.

R Kürzlich gefundene Weihungen an Achilles Pontarches. Z. XXVIII Nr. 393, 59—62. (Vgl. oben 1905.)

R Bericht über die Ausgrabungen auf Berezan im Sommer 1909. Z. XXVIII Nr. 397, 80—91.

(R) Ein Beitrag zur hellenistischen Keramik. Z. XXVIII 158—175. 176—190. (russ. u. deutsch).

Über Antikenfälschungen im Südlichen Rußland. Mitteilungen des Museumsverbandes Juli 1910 Nr. 256.

1911. R Einige Bronzen aus der Sammlung des Odessaer Museums. Z. XXIX 21—44.

R Aus dem Leben der Kinder in den griechischen Kolonien am nördlichen Strande des Schwarzen Meeres. Sbornik statej v čest' Gr. A. A. Bobrinskago 13—30.

Anz. von Neumann: Entwickelung und Aufgaben der alten Geschichte. D. L. Z. 32, 1455—1457.

Über die neuesten Altertumsfälschungen. Mitteil. d. Museumsverbandes Juli 1911 Nr. 310. (Vgl. oben 1910).

R [Zum Abschied von Professor E. R. von Stern. Odessa. Tip. Odesskajo listka. Vgl. auch Z. XXIX Nr. 407, 105 bis 106 = Z. XXX, VII—X.]

1912. Kulturleben und Geschichte des Schwarzmeergebietes. Deutsche Monatsschrift für Rußland 1912 Nr. 5.

Anz. von Kromayer: Antike Schlachtfelder III. L. C. 63, 1469—1472. (S. oben unter 1903 u. 1907.)

Anz. von Peter: Wahrheit und Kunst, Geschichtschreibung und Plagiat im klass. Altertum. B. W. 32, 937—942.

Anz. der Festschrift für Graf Bobrinskij. Archäol. Anz. 1912, 147—154.

1913. (R) Achill bei Chiron auf griechischen Vasenbildern. Z. XXXI 83—102.

R Zur Beurteilung der Wirksamkeit des Tiberius Gracchus. Charkow. Tip. „Pečatnoe dělo". 27 S. (Vgl. unten 1919.)

R Die Ausgrabungen in Akkerman im Sommer 1912. Z. XXXI Nr. 419, 92—101.

Solon und Peisistratos. Hermes 48, 426—441.

Graffiti. Philologus 72 (N. F. 26) 546—548.

1914. Griechische Volksreligion. (= Anz. von Kagarov: Fetisch-, Pflanzen- und Tierkult im alten Griechenland.) D. L. Z. 35, 261—267.

R Bericht über die Ausgrabungen auf der Insel Berezan im Sommer 1913. S. A. aus Z. 1914. 33 S.

(R) Eine hellenistische Aschenurne aus Olbia (mit russ. Ausz.). Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte. (Pleskauer Festschrift) 48—56.

1915. Die politische und soziale Struktur der Griechenkolonien am Nordufer des Schwarzmeergebietes. Hermes 50, 161—224.

Ptolemaios „der Sohn". *Πτολεμαῖος βασιλέως Λυσιμάχου* und *Πτολεμαῖος Λυσιμάχου*. Hermes 50, 427—444.

Kleomenes III. und Archidamos. Hermes 50, 554—571.

Volkskraft und Staatsmacht im Altertum = Flugschriften d. Bundes zur Erhaltung und Mehrung d. deutschen Volkskraft 2. Halle (Knapp) 1916. 1. 2. Aufl. 32 S.

1916. Zur Wertung der pseudo-aristotelischen zweiten Ökonomik. Hermes 51, 422—440.

Zum athenischen Volksbeschluß über Chalkis. Hermes 51, 630—632.

1917. Warenaustausch, Wirtschaftsfragen und Versorgungsprobleme im klass. Altertum = Flugschriften d. Bundes usw. 14. Halle (Knapp)917. 49 S.

Bemerkungen zu Strabons Geographie der taurischen Chersonesos. Hermes 52, 1—38.

Anz. von Drerup: Aus einer Advokatenrepublik. L. C. 68, 121—125.

Anz. von Keil: *Εἰρήνη*. L. C. 68, 382—383.

Anz. von Kazarow: Beiträge zur Kulturgeschichte der Thraker. B. W. 37, 558—563.

Hippias oder Hipparchos? Hermes 52, 354—370.

1918. Regierung und Regierte, Politiker und Parteien im heutigen Rußland = Auslandsstudien an der Univers. Halle-Wittenberg 3—4. Halle (Niemeyer) 1918. 49 S.

Die russische Agrarfrage und die russische Revolution = Auslandsstudien usw. 11. Halle (Niemeyer) 1918. 30 S.

1919. Der Bolschewismus in Theorie und Praxis. Hallische Universitätszeitung I (1919), 82—90.

Anz. von Boëthius: Die Pythais. D. L. Z. 1919, 1012 bis 1015.

Zur Beurteilung der politischen Wirksamkeit des Tiberius und Gaius Gracchus. Hermes 56 (1921), 229—301.

1921. Sozial-wirtschaftliche Bewegungen und Theorien in der Antike. Rektoratsrede = Hallische Universitätsreden 15. Halle (Niemeyer). 22 S.

Die Leichenverbrennung in der „prämykenischen" Kultur Süd-Rußlands. Festschrift für A. Bezzenberger 1921. 161—166.

1922. Anz. von Ebert: Südrußland im Altertum. Germania 1922, 1, 46—48.

1923. Staatsform und Einzelpersönlichkeit im klassischen Altertum. Rektoratsrede = Hallische Universitätsreden 20. Halle (Niemeyer). 23 S.

Anz. von Ferrabino: Il problema della unità nazionale nella Grecia. L. C. 1923, 181—182.

1924. In memoriam. Reden am Sarge des Rektors Ernst von Stern, gehalten bei der Trauerfeier im Dom zu Halle am 30. April 1924 (von K. Eger, E. von Dobschütz, O. Kern) = Hallische Universitätsreden 23. Halle (Niemeyer). 15 S.

Julius Steup.

Geb. 26. Oktober 1847, gest. 10. Januar 1925.

Von

Simon Widmann in Münster (Westf.).

Als Herr Professor Münscher mich ersuchte, dem verstorbenen Geheimen Hofrat Professor Dr. Julius Steup einen Nachruf zu widmen, trug ich Bedenken, diese ehrenvolle Aufgabe zu übernehmen. Denn obwohl wir auf demselben wissenschaftlichen Gebiete arbeiteten und beide unsere Arbeiten stets berücksichtigten, waren wir niemals miteinander in Verkehr getreten, vermutlich weil beide der gleiche Charakterzug zurückhielt, die Scheu, aufdringlich zu erscheinen. So wagte ich auch kaum, der Gemahlin des nunmehr Hingeschiedenen die Bitte vorzutragen, mir einige Mitteilungen über den ihr und der Wissenschaft Entrissenen zukommen zu lassen. Dank ihrer Güte bin ich instand gesetzt, von seinem stillen und so erfolgreichen Leben und Wirken zu berichten. Seiner Verdienste um die Thukydidesforschung konnte ich wiederholt in den Jahresberichten gedenken.

Julius Steup, evangelischer Konfession, wurde als Sohn des Kaufmanns Ludwig Steup am 26. Oktober 1847 zu Leichlingen (Kreis Solingen, Rheinprovinz) geboren. Da die Eltern schon im Jahre 1848 nach Köln übersiedelten, erhielt der Knabe und Jüngling hier seinen Schulunterricht, von Herbst 1856 bis Herbst 1864 auf dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, wo die Lehrer A. Weidner und Fr. Weinkauff in ihm die Liebe zum klassischen Altertum weckten. Noch nicht siebzehn Jahre alt, bezog St. die Universität Göttingen, wo er vier Semester verbrachte und besonders bei E. Curtius, E. v. Leutsch und H. Sauppe hörte. In Bonn waren dann seine Lehrer hauptsächlich J. Bernays, O. Jahn, A. Schäfer, H. v. Sybel und H. Usener. Dort promovierte er am 31. Juli 1868 summa cum laude mit der Dissertation Quaestiones Thucydideae, deren erster Teil die Frage der Abfassungszeit des Thukydideischen Geschichtswerks behandelte, und zwar mehr im Sinne der Ullrich-Hypothese. Die Arbeit war so gründlich, daß J. Classen, dessen Ansicht sie bekämpfte, auf sie eingehen mußte

in der dritten Auflage des ersten Buches seiner Ausgabe (Berlin, Weidmann 1879, S. XCVI ff.). Im Frühjahr 1869 legte St. das philologische Staatsexamen ab, trat dann aber nach kurzer Lehrtätigkeit im Juli 1870 als Kustos in den Bibliotheksdienst zu Jena. Zwei Jahre später übernahm er die Leitung der Universitätsbibliothek in Freiburg i. Br., die volle vierzig Jahre in seinen Händen lag. 1874 wurde er Oberbibliothekar; 1911 erhielt er den Titel Direktor. Nachdem er schon 1902 zum Hofrat ernannt war, fand sein Wirken die verdiente Anerkennung 1906 in der Ernennung zum Geheimen Hofrat. Schon im Jahre 1883 hatte er als Honorar-Professor an der Universität das Recht zu Vorlesungen erhalten.

Es war für den jungen Gelehrten keine leichte Aufgabe, die Bibliothek zu einer dem Aufschwung der Universität und den Forderungen der Wissenschaft entsprechenden, nutzbringenden Anstalt zu erheben. Es gelang ihm durch Einführung einer neuen Ordnung, durch die unsäglich mühevolle Aufstellung neuer brauchbarer Kataloge und die umsichtige, gerechte Verwendung der für die Vermehrung der Bücherei verfügbaren Mittel. Sie wurde durch ihn bereichert nicht bloß in ihrem Bestande, sondern durch den Erwerb wahrhaft wertvoller Werke. Unter Steups Direktion erhielt die Bibliothek auch ihren Neubau, dessen Verwaltungsräume besonders gerühmt werden.

Am 1. November 1912 ließ St. sich in den Ruhestand versetzen, um in völliger Rüstigkeit und Frische sich nun ganz der wissenschaftlichen Tätigkeit widmen zu können, der er seither bei seiner amtlichen Beschäftigung nur in den Mußestunden obliegen konnte. Denn in erster Linie stand für ihn das Gesetz treuester Hingabe an seine Berufspflichten. Darum verfolgte er auch zielbewußt seine Pläne bis zur Erreichung der Ziele und war in dieser Gewissenhaftigkeit und Bestimmtheit das Muster eines Beamten, dessen schlichte Bescheidenheit, stetes Entgegenkommen und sich gleichbleibende Freundlichkeit ihm viele Freunde gewann. In der Geschichte der Freiburger Universitätsbibliothek wird die Zeit der Steupschen Direktion immer ein Ruhmesblatt einnehmen.

Die Klarheit seiner Ziele, die Ausdauer, der eiserne Fleiß, die seine bibliothekarische Tätigkeit kennzeichneten, traten auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten hervor. Konnte man seiner Ansicht auch nicht beistimmen, immer mußte man ihre sorgfältige, scharfe Begründung anerkennen. Wo er seinen eignen, festen Standpunkt hatte und wahrte, niemals ließ er sich zu einer unfreundlichen oder gar herabsetzenden, verletzenden Beurteilung der entgegengesetzten

Meinung verleiten, sondern prüfte diese ernst und würdigte sie. Das Jahr 1871 brachte die Preisaufgabe De Probis grammaticis, die Jahre 1881 und 1886 zwei Hefte Thukydideische Studien. Eine Reihe von Aufsätzen enthält das Rheinische Museum. Als Joh. Classen von der ferneren Bearbeitung seiner Thukydidesausgabe zurücktrat, übertrug die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung dem Gelehrten die Weiterherausgabe, der Classens Gegner war, und damit eine überaus schwierige Aufgabe. Er hat sie mit großem Geschick gelöst. Die Classen-Steupsche Thukydidesausgabe ist ohne Zweifel die beste, ja jetzt die einzige wissenschaftliche, mit Erklärungen versehene Ausgabe des Geschichtschreibers. In der Kritik hält sie die richtige Mitte, indem sie weder den Laurentianus C noch den Vaticanus B überschätzt. Bezüglich der Zeitrechnung des Thukydides nahm St. entschieden Stellung gegen Unger in der fünften Auflage des zweiten Buches (1914, S. 285). Keine Neuerscheinung von Bedeutung ließ er unberücksichtigt. Die zeitliche Reihenfolge der Neuausgabe ist diese: II. B. 4. Aufl. 1889, 5. 1914, I. B. 4. Aufl. 1897, 5. 1919, IV. B. 3. Aufl. 1900, III. B. 3. Aufl. 1902, VI. B. 3. Aufl. 1905, VII. B. 3. Aufl. 1908, V. B. 3. Aufl. 1912, VIII. B. 3. Aufl. 1922. Die Vorrede zu diesem Bande gab dem Herausgeber noch die Möglichkeit, seine Stellung gegen L. Holzapfels Darlegungen (Hermes 28, 1893, 435 ff.), die Ausführungen Wilamowitzens (Hermes 43, 1908, 581 ff.) und E. Schwartz' Ansicht über die Gestaltung des achten Buches auszusprechen. Die Drucklegung verzögerte sich leider unter den traurigen Zeitverhältnissen und wurde nur durch Unterstützung der Freiburger Wissenschaftlichen Gesellschaft und durch das Entgegenkommen des Verlags ermöglicht. Für den rastlosen Arbeiter war es schmerzlich, nicht minder zu beklagen für die Wissenschaft, daß der Neudruck des schon drei Jahre druckfertig liegenden dritten Buches bis jetzt noch nicht erfolgen konnte, auch die gleichfalls druckreifen drei ersten Bücher einer Textausgabe ungedruckt daliegen. Sollten wirklich diese letzten Werke des trefflichen Mannes der wissenschaftlichen Welt vorenthalten bleiben, weil die Druckkosten sich schwer aufbringen lassen? Schon vor Jahren wies ich darauf hin, daß gerade die Abnahme der Auflagen des Thukydides besonders in der Ausgabe Classens ein sprechender Beweis für den Rückgang des altklassischen Studiums sei (Zeitschr. f. Gymnasialwesen XL, 1906, S. 799 in der Besprechung der 3. Aufl. des 6. Buchs von Steup). Seitdem haben sich die Verhältnisse zum Nachteil der humanistischen Bildung noch erheblich verändert. So kann man

Steup noch glücklich preisen, daß er mit der Veröffentlichung des 8. Buches sein „eigentliches Lebenswerk auf wissenschaftlichem Gebiete zu einem gewissen Abschluß“ gebracht sah (Vorwort zur 3. Aufl. 1922, S. VIII).

Sein Leben war Arbeit, Arbeit seine Lust. „Alles, was er für seine von jeher nicht so kräftige, aber zähe Gesundheit tat“ — so schreibt mir seine Gattin — „war ein Muß. Noch die letzten Stunden vor seinem Tode, bis acht Uhr abends, arbeitete er an seinem geliebten Thukydides. Um 10½ Uhr, gerade als er sich zu Bett gelegt hatte, machte ein Herzschlag seinem arbeitsreichen Leben ein plötzliches Ende.“ Ein schwerer Schlag für die Gattin. Da die Ehe kinderlos geblieben war, lebten die beiden so ganz für einander, still für sich. Steup hatte an der Seite seiner treusorgenden, an seinem Schaffen stets den regsten Anteil nehmenden Lebensgefährtin kein Bedürfnis nach Anschluß und Austausch. Edel von Charakter, dachte er von allen Menschen nur das Beste und war jedem, der sich an ihn wandte, gut und freundlich. Schwer drückte auf seine Seele die Not des Vaterlandes. Sein Andenken steht in Ehren, und sein Verdienst um seinen beruflichen Wirkungskreis wie um die Thukydidesforschung bleibt unvergessen.
